

Leidenschaftliche Naturen.



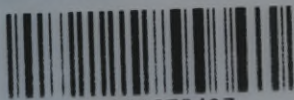
Neonila.



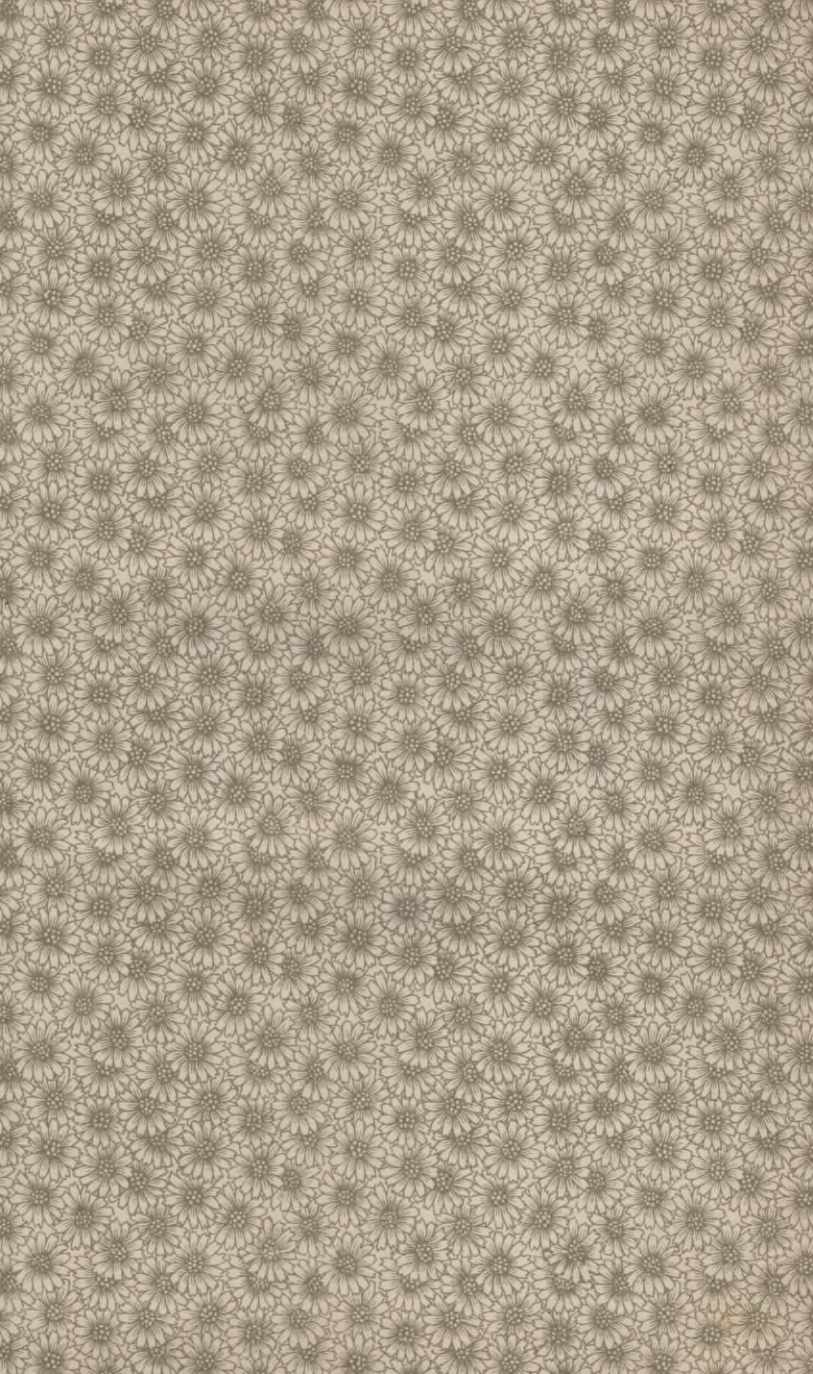
Von

M. v. Radkersberg Radnicki.

Biblioteka Politechniki Krakowskiej



100000278497





# Leidenschaftliche Naturen.



Neonila,

die Tochter eines ruthenischen Fürsten.



Zwei Erzählungen

von

Maria von Radkersberg-Radnicki.



1897.

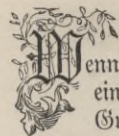
Druck und Verlag der Missionsdruckerei in Steyl,  
postl. Kaldenkirchen (Nhd.).



I- 301058

7-64/2014

## Ein Wort zum voraus.



Wenn es gestattet ist, einer so kleinen, skizzenhaften Erzählung ein erklärendes Wort voraus zu schicken, so nehme ich diese Gunst in Anspruch, um mich vor Denjenigen zu rechtfertigen, welche die hier geschilderten Thatsachen zu grell und düster finden. — Ich habe nur eines, um diesen allerdings gerechtfertigten Vorwurf von mir abzuwehren, nämlich den Umstand, daß es keineswegs bloß Bilder der erfindenden Phantasie sind, die ich dem Leser vorführe, (dieser würde ich eine solche Farbenmischung für Charaktere und Thatsachen kaum gestattet haben,) sondern ein Familiendrama, welches das wirkliche Leben, das Leben unserer Zeit, geboren hat. — Es sind erst wenige Jahre verflossen, seit sich diese Ereignisse in einer mittelgroßen Stadt Deutschlands abgespielt haben in derselben traurigen Verkettung und raschen Aufeinanderfolge, wie ich sie hier erzähle. Sie haben mich einst tief ergriffen, und ich versuchte sie wiederzugeben, wie ich sie selbst empfunden und harmonisch zu lösen gesucht habe.







## Erstes Kapitel.



Nach längeren Regenwochen blaute wieder einmal einer der schönsten Maientage über der Erde, als ein junges Mädchen das Fenster ihres Zimmers öffnete, um die frische Lenzesluft und den lieben Sonnenschein einzulassen. — Die warmen Strahlen strichen wie mitleidig über das zarte, weiße Händchen, das sachte die Vorhänge zurückschob, und wie ein gutmüthiges Kind streichelten sie das blasse Gesichtchen, welches jetzt, sei es durch den Widerschein der dunkelrothen Tapete, sei es durch die unschuldige Frühlingstfreude, die aus den großen tiefblauen Augen leuchtete, ordentlich verklärt aussah.

Maria Berne, dies war ihr Name, sah noch einmal in die Krone des Kastanienbaumes hinauf, wo es sang und tirlirte wie lauter Jubel und Lebenslust, und nachdem sie dann noch einen Blick in den in voller Pracht vor ihr ausgebreiteten Garten geworfen hatte, hinkte sie zum Zimmer hinaus.

Ja, sie hinkte, und die Sonnenstrahlen hatten wohl recht, wenn sie ihr theilnehmend nachschauten, als wollten sie sagen: „Du armes Kind!“

Sie setzte sich auf eine besonnte Bank und schaute auf die im goldenen Strahle tanzenden und funkelnden Blättchen, und schaute hin über die bunten Beete und den grünen Rasen und dann in wortlosem Entzücken hinauf in den tiefblauen Aether . . . Sie faltete die Hände über der schmalen Brust und war alles Leides vergessen, und fühlte sich wie im Himmel.

Und doch trug sie oft schwer an ihrem Leid. Ihr gefühlvolles Herz zuckte nicht selten zusammen in unausgesprochener Qual, wenn sie ihre jüngere Schwester Helene sah, schön und glücklich, vergöttert von ihrem Vater, des Lebens Freude mit vollen Zügen

schlüpfend. Und wenn sie, deren Gemüth aus lauter Poesie zusammengesetzt schien, sich mit ihren geliebten Dichtern unterhielt, und ein jedes Blatt schier ihr vorpiegelte, wie doch so selig die Liebe sei, und es dann mit voller Klarheit vor ihr stand, daß sie nie davon kosten werde, dann wollte eine Quelle von Bitterkeit ihr ganzes Innere durchströmen. Gewiß, diese salzige, bittere Fluth hätte eine so schöne Seele ganz vergällt und vergiftet, wäre nicht ein linderndes Del ihr geblieben, der Gedanke an das andere Leben, wo die, welche hier weinen, unendlich glücklich sind, wo ihr Höcker und ihr lahmes Bein verschwunden, und sie schlank und kräftig, gesund und schön sein werde! Immerfort werde sie alsdann Frühlingsluft und Sonnengold trinken und mit Engelsflügeln über Land und Meer eilen können, und die ganze schöne Welt und alles in ihr werde sie in sich aufnehmen, wissen und genießen.

Derartig mochten wohl ihre Gedanken sein, als sie so glücklich da saß an jenem schönen Frühlingmorgen, und mit den Augen den Flug der jungen Schwalben verfolgte, die durch die Lüfte dahinstrichen.

Da wurde sie aus ihrem Sinnen durch nahende Schritte geweckt.

Aus dem Portal des Hauses trat ein alter Herr, groß, ja hager. Spärliche graue Haare umgaben den Kopf, der von ein Paar unruhigen grauen Augen belebt wurde, und dessen feine Züge eine auffallend große, schmale, leichtgebogene Nase beschattete.

Indem seine Blicke suchend durch den Garten schweiften, bemerkte er anfangs die auf der Bank Sitzende nicht, und erst als diese mit einem „Guten Morgen, Papa!“ sich erhob und auf ihn zuschritt, schenkte er ihr einige Aufmerksamkeit.

„Ah, du hier, Kind? Ihr beide, du und Hektor, sonnt euch wohl ein wenig an dem schönen Morgen,“ sagte er flüchtig und ließ dabei wieder seine Augen durch alle Gänge des Gartens spazieren.

Doch die arme Kleine merkte dies nicht. Noch ganz erfüllt von dem Genuß des herrlichen Frühlings und getrieben von einer unbeschreiblichen Sehnsucht nach Mittheilung, hatte sie seine herabhängende Hand erfaßt und drückte und küßte sie und sagte: „O Papa, es ist auch so schön hier!“

Da fiel des Vaters Blick auf seine Tochter Maria. Sie war unschön, ihre Züge waren zu ausgeprägt und ihre Bewegungen linksich.

Ein Mißfallen mochte sich in seinem Gesichte spiegeln; rasch ließ sie seine Hand los, und er fuhr mit derselben wie bürstend über seinen saubern schwarzen Anzug und fragte: „Wo mag Helene sein?“

„Ich weiß es nicht,“ gab sie tonlos zurück und war bereits auf ihren Sitz niedergesunken, mit den zarten, zitternden Händen ein Blatt vom wilden Wein, der sie umrankte, zerfasernd. „Vielleicht bei Gordons, sie geht ja viel dorthin,“ fügte sie gleich darauf hinzu.

„Es ist gut; guten Morgen, Maria!“ sagte er und ging. „Guten Morgen, Papa!“ klang es leise und schüchtern wieder. Doch kaum hatte das Gartenthor sich hinter dem Davoneilenden geschlossen, da kam es wie ein unterdrückter Schrei von den zukenden Lippen.

Ja, sie hätte laut hineinschreien mögen in die lachende Natur, doch sie that es nicht.

Sie drückte beide Hände vor's Gesicht, und ein leise wimmerndes „O weh, o weh!“ quoll daraus hervor; es folgten einige heiße Tropfen, und dann fing sie so bitterlich zu weinen an, daß die zwei Rothkehlchen im Kastanienbaum aufhörten zu singen und sie mitfühlend anschauten, und daß Hektor seinen breiten zottigen Kopf auf ihre Kniee legte, als wollte er ihr hierdurch seine Theilnahme bekunden.

So legte sich denn auch nach und nach ihr heftiges Schluchzen; und langsam und leise rann abwechselnd eine Thräne aus den niedergeschlagenen Augen auf die im Schooße ruhenden weißen Hände, nur mehr vereinzelt und sanft kam es über ihre Lippen: „O weh, o weh, — immer Helene — immer Helene!“ —

Dann plötzlich wie unter einem energischen Entschlusse hob sie die Augen wieder auf zum klaren Himmelsblau, faltete die Hände auf der Brust und flehte: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns arme Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Todes; Amen!“ und nachdem sie diese rührende Bitte an die Zuflucht in ihren kleinen Leiden emporgesandt, erhob sie sich festen Schrittes und trat in's Haus.

Sie ging auf ihr Stübchen, nahm aus der schön geschnitzten Mahagonikommode, in welcher all die Sachen und Sächelchen, die sie ihr eigen nannte, so schön geordnet lagen, die fast vollendete Kommunionbankdecke heraus und setzte sich damit, nicht in den lachenden Maienitag hinein, nicht auf die sonnenbeschienene Bank im

Garten, nein, an den kleinen Nähtisch vor ihrem Fenster. Nachdem sie erst durch Herablassen der Jalousien die hindernden Sonnenstrahlen aus diesem traulichen Gemach verbannt hatte, arbeitete sie daran so eifrig, daß Stunde auf Stunde verrann, ohne daß sie es merkte; ihre Liebesgabe sollte ja heute noch fertig sein! Mittlerweile schritt ihr Vater, der Regierungsrath Berne, durch die von seinem Garten einerseits in die Stadt, andererseits in die Waldung führende Lindenallee.

Seine sonst so stramme Haltung schien gebeugt. Statt wie sonst jeden der Vorübergehenden anzusehen, hastete sein Auge tief-sinnig an den Steinchen und Grashälmchen auf dem Boden. Ein herabhängender Zweig brachte seinen Hut in eine schiefe Lage; er ließ ihn so; er merkte es nicht; er mußte sich in einer großen Aufregung befinden. Jedem seiner Bekannten würde dies zweifels-ohne aufgefallen sein, aber er lenkte seine Schritte nicht dorthin, wo Menschen zu finden waren, er lenkte sie dem Walde zu.

Dort in der einsamen Stille that er seinen Gefühlen keinen Zwang mehr an.

Er schüttelte den Kopf, er stampfte mit den Füßen, er gestikulirte mit den Händen gegen die stummen Bäume, und sein Spazierstock zerhieb unbarmherzig bald das bescheidene Waldbeersträuchlein, bald das stolz emporgeschossene Farrenkraut.

„Nein, es ist nicht wahr! Ich glaube es nicht! Meine Helene, mein schöner, geistvoller Liebling! Und sie mich hintergehen? Sie, die ich fast mehr noch liebe wie ihre theure, unvergeßliche Mutter? — Ja, Helene ist ganz ihr Ebenbild, ist eben so schön wie sie, und den sprühenden Geist, den stolzen Muth, das glühende Herz — das hat die Tochter noch vor der Mutter voraus. — Nein, wie Helene gibt es kein zweites Mädchen! — Und sie mich hintergehen? Nein, das kann nicht sein!“

Der aufgeregte Herr stand stille, ließ die Arme herabhängen und schaute einige Minuten starr wie durchbohrend in das Waldesdickicht hinein. Dann ging er langsam weiter und schüttelte den Kopf und sprach wiederum: „Nein, eben so wenig wie die Sonne dort in den Wald hineinschauen könnte, ohne ihn zu erleuchten und zu erwärmen, eben so wenig könnte sie mich mit ihren funkelnden, schwarzen Augen so klar anblicken, hätte sie Heimliches vor mir zu verbergen. — O, wie liebt sie mich! Sagte sie nicht noch vor einigen Tagen, als sie an meinem Arm zum Theater schritt: „Papa, ich kann mir keinen größeren Genuß denken, als den auf

der Bühne verkörperten Gedanken des Dichters, wenn er schön dargestellt wird, zu betrachten; aber sieh, wenn ich dir durch mein Zuhausebleiben nur den geringsten Gefallen erweisen könnte, so würde dies ein noch größerer Genuß für mich sein.“ O, ich weiß ihre Worte noch so genau! — Und ein anderes Mal: „Papa, ich habe dich so lieb, so lieb, daß ich nie einen anderen Freund zu haben wünsche als dich. Denn ich bin so stolz auf dich, Papa, und wenn es mich freut, daß man mich schön und geistreich nennt, und was sie sonst noch sagen mögen, so freuet mich dies, damit du auf deine Tochter stolz sein kannst.“ Und wieder ein anderes Mal: „O Papa, wir beide haben die ganze Welt nicht nötig!“ und noch vieles, vieles andere. — Zwar sprudeln die Worte oft so aus ihr heraus, daß man nicht ein jedes auf die Goldwage legen darf; sie hat eben ein zu warmes Blut: was sie in diesem Augenblicke begeistert, läßt sie im nächsten kalt. — Doch, mag alles wechseln in ihr, ihre Liebe zum Vater wechselt nicht, und sein Vertrauen in sie soll es drum auch nicht thun. Wie kann ich mich von einem so unbegründeten, ja albernen Gerücht nur so aufregen lassen!“

Und der alte Mann, dem in Folge der inneren Erregung und durch das immer schneller gewordene Gehen der Schweiß in hellen Tropfen auf der Stirne perlte, nahm das türkische seidene Tuch aus der Tasche und fuhr sich sachte damit über den kahlen Schädel und fächelte sich frische Luft zu.

So spazierte er, den Hut in der Hand tragend, langsam weiter und gedachte seiner schönen, geistreichen Tochter und wie sehr er sie liebte und wie sie ihn bisher so dankbar und so innig wiedergeliebt hatte.

Er kam an die grüne Holzbank, die am Eingang der Buchenallee stand, an die Bank, wo er vor vielen Jahren mit seiner jungen Gattin so gern gesessen, und worauf er sich nicht mehr niedergelassen hatte seit jenem Tage, da die Gute von ihm gegangen war.

Er stand still. Lange betrachtete er mit ausdrucksvollem Schweigen diese stummen Zeugen seines Liebesglückes, dann entrang sich seiner Brust ein Seufzer; traurig schüttelte er den Kopf und ging weiter.

Und wieder kehrten die Gedanken des einsamen Wanderers zu ihrem Ausgangspunkte, zu seinem Lieblingskinde, zu Helene, die sein Alles war, zurück.

Er liebte es, seine Gedanken in Worte zu kleiden, und so griff er denn gar bald sein Selbstgespräch wieder auf. „Es ist wahr, was mir der Herr Doktor sagte, zugleich als er mir das on dit mittheilte, das mich wie eine Natter gestochen; er konnte es freilich nicht wissen, denn wo ist ein Verhältniß zwischen Vater und Tochter so innig wie das unsrige? dem guten Mann muß man solche kleine Ungeschicklichkeiten schon verzeihen. „Lieber Regierungsrath,“ sagte er, „mir ist ein Mädchen von solch reicher und seltener Begabung noch nicht begegnet.“ Ja, das ist wahr. Es gibt keine wie sie. Aber wie habe ich sie auch erzogen! Keine Mutter kann mit solch liebender Sorgfalt die Fortschritte verfolgen, die ihr kleiner Liebling im Laufen und Sprechen macht, wie ich während dieser 15 Jahre, seit jener Zeit, da ihre Mutter hinüberschied, die Fähigkeiten, die in der Seele dieser Tochter schlummerten, beobachtet, geweckt und gepflegt habe. Und welchen Genuß hat diese Pflege mir gewährt! An meiner Hand schritt sie weiter von Stufe zu Stufe, und da ich in herrlichster Hülle den edlen Kern zu besitzen glaube, sollte ich enttäuscht werden? Mit den erhabensten ethischen Grundjäten habe ich sie genährt, und nun sollte sie etwas so Einfaches wie Offenheit und Klarheit, also Treue gegen mich, aus den Augen verloren haben? Ha, ha! ich glaube es nicht! „Und sollte ich später je außer dir noch einen andern Freund begehren, denn heirathen müssen wir ja, wengleich ich nicht glaube, daß ich so leicht einen fände, der meiner und deiner würdig wäre, so sollst doch du der älteste Freund mir bleiben, und deinem Rathe und deiner Einsicht will ich mich in dieser wichtigen Sache ganz unterordnen.“ So hat sie gesprochen; es ist freilich über ein Jahr schon her, denn es war auf unserer Reise nach Köln; doch ich glaube, sie spräche auch jetzt noch so. Trotzdem, um der quälenden Ungewißheit ein Ende zu machen, fragen wir sie. Es wäre ja immer möglich, daß sie in Betreff jenes Lieutenants wärmer fühlte, als ich dies von meiner stolzen Tochter für möglich gehalten; in der Geschichte der Liebe kommen oft sonderbare Züge vor; immerhin, gesetzt es wäre so, dann kann ich noch meinen Einfluß auf ihr Herz nicht verloren haben. — Aber wenn sie sagt: Nein Papa, es ist nicht so, und sie schaut mich dabei mit ihren großen Augen so recht klar an, wie sie's immer thut, dann weiß ich, daß die Leute wiederum gelogen haben; ach nein! eher alles Andere als daß meine Helene mich belöge.

\*

\*

\*

Durch die Jalousien des rebenumrankten Fensters, an welchem Maria arbeitete, schob sich eine feine behandschuhte Rechte, und ein Paar feurige schwarze Augen blitzten durch die schmale Oeffnung auf die emsige Stickerin nieder. „Guten Morgen, Schwesterchen!“ und die eindringende Hand suchte einen der blonden Haarsträhne zu fassen.

„Guten Morgen, Helene! Warst du spazieren?“

„Ja, und du mußt natürlich wieder den ganzen Morgen arbeiten und vor lauter Arbeit den schönen Frühlingstag zu Schanden machen.“

Maria arbeitete emsig weiter und erwiderte nichts. Es kam ihr vor, als ob Helene nicht so hätte sprechen sollen.

„Die Arbeit ist, wie Rochefoucauld sagt, ein besseres Mittel gegen die Langweile, als selbst das Vergnügen,“ sagte sie sanft nach einer kleinen Pause.

„Ennui! Langweile! Was ist das für ein häßliches Wort! Es müßte eigentlich gar keine Existenzberechtigung haben in der Welt. Ich langweile mich nie.“

„Alle Leute sind auch nicht so glücklich wie du.“

„Uebrigens hat ja Rochefoucauld hier sicher nicht Langweile, sondern Verdruß verstanden.“

„Meinst du? Außerdem ist für mich das Arbeiten stets ein Genuß gewesen.“

„Ich weiß nicht, wie du dich im Himmel glücklich fühlen wirst, wenn es dort nichts zu stricken und zu häkeln gibt.“

„Helene!“ klang es vorwurfsvoll von Mariens Lippen. „Ja, im Himmel! von so unendlichem Glück können wir uns natürlich keine Vorstellungen machen,“ fügte sie dann bei und ließ die fleißigen Hände in den Schooß sinken; der Ton ihrer Stimme klang so zuversichtlich, und die großen blauen Augen schauten so verklärt, daß es ordentlich rührend anzusehen war.

Doch die Schwester vor'm Fenster merkte es nicht. „Glücklicher als hier auf der Welt, glücklicher als jetzt? Nein, ich begehre nichts mehr,“ murmelte sie, „Erwin, Erwin, ich habe ja dich,“ setzte sie ganz leise und langsam hinzu, als schlürfe sie Nektar aus diesem Namen, und ihre Augen flammten, während sie ihn nannte, und schwärmerisch küßte sie ihre Fingerspitzen, als wollte sie einem fernen Wesen diese Liebesbeweise senden.

„Bis gleich bei Tisch, Maria!“ rief sie und sprang in's Haus hinein.

„Papa! Du bist heute so ungewöhnlich schweigsam,“ sagte Helene, als Vater und Töchter nach einer halben Stunde bei Tisch versammelt waren. „Liegt dir ein neues Wort für deine Weltsprache auf der Seele? Haben dich deine Voraussetzungen getäuscht? Oder bist du mir böse, daß ich heute Morgen nicht auf deinem Studierzimmer war, um die baskischen Sprachwurzeln bei dir durchzunehmen, wie wir dies gestern verabredet hatten? O, wie leid mir das thäte! Aber der wundervolle Sonnenschein ist Schuld daran, der hat mich hinausgelockt.“

Herr Berne schüttelte das Haupt. „Nichts von alledem, Helene; ich war selbst sogar spazieren, und finde es sehr begreiflich, daß auch du bereits ausgeslogen warst, als ich mich nach dir erkundigte, sonst hätten wir zusammen gehen können. Nein, das ist es nicht, was dir Ursache gibt, mich der Wortfargheit zu beschuldigen; es liegen dem Menschen zuweilen Verdrießlichkeiten auf der Seele, die weder ein schöner Frühlingstag, noch ein energischer Wille ganz zu verschrecken vermögen.“

„Aber die Liebe deiner Kinder, Papa!“ sagte Helene und schaute dem alten Herrn zärtlich in die Augen und legte ihre weißen Hände auf seinen Arm.

„Ja, du kannst es, Helene, und du wirst es, das weiß ich;“ und er erwiderte ihren zärtlichen Blick mit derselben Innigkeit „Ich würde dir sehr verbunden sein, wenn du mich dieserhalb nach Tisch in meinem Zimmer aufsuchen wolltest.“

Der Regierungsrath Berne trat seinem Liebling stets mit der ritterlichsten Artigkeit entgegen, nie würde er Helene in Gegenwart Anderer den geringsten Tadel ertheilt haben. Die stille sanfte Maria hingegen behandelte er, wenn auch gut, so doch mehr wie ein Kind, und doch war sie fast zwei Jahre älter wie Helene.

„Ich habe einen Brief von Gregor,“ sagte der Regierungsrath nach einer Pause zu seinen Töchtern.

„Bon Gregor? Woher? Gute Nachricht? Kehrt er bald zurück?“ und auf den beiden Gesichtern ihm gegenüber malte sich die hellste Freude.

„Bon Madras. In einigen Monaten kehrt der Weltumsegler in's Vaterhaus zurück.“

„O wie herrlich! Ob er mich wohl wiedererkennen wird?“ jubelte Helene.

„Ob er sich hier wohl heimisch fühlen wird?“ sagte Maria.



„Ja, auch ich wünsche seine Rückkehr sehnlichst,“ sprach Herr Verne. „Dadurch, daß er so zu sagen alle Länder der Erde bereist, die Sprache aller Völker mehr oder minder kennen gelernt hat, ist er mir für die Ausbildung meiner Weltsprache von unberechenbarem Nutzen. Meine nur aus Büchern gezogenen Forschungen über die Sprachen der Nationen wird er zu ergänzen und zu verbessern wissen.“

„Ich begreife nur nicht,“ versetzte Helene, „wie er deinem Werke gegenüber so kalt bleiben kann. Muß nicht gerade er bei seinem Umgang mit den verschiedensten Völkerschaften diesen gänzlichen Mangel an einheitlicher Ausdrucksweise als eine große Lücke im Verkehr empfunden haben?“

„Er bleibt bloß kalt, weil er nicht an die Ausführbarkeit meines Planes glaubt,“ erwiderte Herr Verne, und sein Auge leuchtete heller. „Wenn er erst einen Einblick gewonnen haben wird in die Logik meines Systems, in die Klarheit und Leicht-erlernbarkeit meiner Wörter, wird er mit Begeisterung dies große Werk umfassen, für das sein Vater keine Mühe und Arbeit gescheut, für das er beinahe 20 Sprachen studiert, dem er die besten Kräfte seines Lebens gewidmet hat! Denn ich weiß es, gleichwie jetzt ein beschriebenes Notenblatt, sowie die Zahlenschrift auf der ganzen Erde auf ein und dieselbe Weise gelesen wird, so wird es auch mit meiner Weltsprache in späteren Jahren geschehen; sie wird für den Verkehr ein nicht minder wichtiges Verbindungsmittel sein wie Telegraph und Eisenbahn. Dies halte ich fest, obgleich ich im Geiste schon den Spott und Hohn höre, mit dem man mich im Anfang überschütten wird.“ Er schloß die Augen und lehnte sich in seinen Sessel zurück.

„O mein Papa! so viele große Männer sind anfangs für Narren gehalten worden, weil die Menschen ihre gewaltige Idee nicht in ihr kleines Gehirn bringen konnten. Mein Herz wallt auf vor Freude und Stolz, wenn ich mir vorstelle, wie man dein Werk als die größte Erfindung des Jahrhunderts preisen wird, und ich muß mich an dein Herz werfen und dich küssen und ausrufen: „Und du bist doch mein Papa, ja mein Papa!“ So sprechend, stand Helene auf und umarmte stürmisch den alten Herrn.

Maria blickte in den Schooß und spielte träumerisch mit ihrer Uhrkette.

„Ja, vor allem dein Papa,“ versetzte der Regierungsrath und schaut seinem schönen Kinde zärtlich in die weichen Züge und

streichelte lieblosend ihr glänzendes, blauschwarzes Haar. „Die Liebe meiner Kinder gilt mir mehr als alles Andere!“ welchen letzten Satz Maria mit einem dankbaren Blick erwiderte. „Ihr seid so verschieden alle drei: Maria ganz wie die Mutter von Sinn und Charakter, du, Helene, ganz wie ich, — Gregor hält die Mitte zwischen euch beiden. Und wenn ich von himmen gehen sollte, ehe ich meine Aufgabe gelöst, ich meine, ehe die Weltsprache als ein fertiges Ganzes in die Welt eintreten kann, so soll Gregor sie vollenden, und du, Helene, sollst ihn dazu begeistern, sollst sein Kopf und seine rechte Hand sein. Doch was habt ihr für diesen Nachmittag vor, Kinder?“

„Ich,“ sagte Maria, „muß zuerst meine Kommunionbankdecke, an der ich soeben den letzten Stich gethan, aufbügeln und ganz in Ordnung machen (ich möchte es der alten Kathrine nicht gern überlassen), und dann will ich sie den Schwestern bringen; sie könnte am Marienfeste dann zuerst benutzt werden.“

„Und ich will mich flink an den Flügel setzen; du weißt, ich habe für das Schumann'sche Concert, welches am Donnerstag gespielt werden soll, die Klavierpartie übernommen; sie ist recht schwer. Gegen drei Uhr will ich dann bei dir anklopfen. Du wolltest mir ja etwas sagen, nicht wahr, Papa?“

„Ach ja, das wollte ich,“ sprach der alte Herr aufseufzend, „doch wolltest du nicht früher, etwa nach einer Viertelstunde kommen? Du könntest deine Uebungen ja später vornehmen.“ Er hatte dabei das Gefühl, je eher es von der Brust sei, desto besser.

Etwa eine Stunde nachher stieg Helene wieder die Treppe hinunter. Doch wie verändert war ihre ganze Erscheinung! Verändert seit dem Augenblicke, daß sie des Vaters Zimmerthür hinter sich in's Schloß gedrückt hatte.

Die schwellenden Lippen fest aufeinander gedrückt, die Hände krampfhaft ineinandergepreßt, mit einem verzweifelten Ausdruck in den strahlenden Augen, so schritt sie an der geöffneten Thüre des Bügelzimmers vorbei, und als sie Maria da stehen sah mit dem Plätteisen in der Hand, die Röthe der Arbeit auf den Wangen, wie sie lächelnden Mundes ihre Stickerie betrachtete und dieselbe liebevoll streichelte, überkam sie fast ein Gefühl des Neides gegen ihre von der Natur so wenig begünstigte Schwester.

Dorthin, wo das Gebüsch am höchsten und dichtesten war, zur entferntesten Stelle des Gartens, wo sie sicher war, ganz allein und unbelauscht zu sein, lenkte sie ihren Schritt.

Sie sank auf die dort angebrachte niedrige Bank; sie schlug die Hände schmerzlich vor's Gesicht, rang sie dann wieder und schritt erregt auf und ab.

„Warum, warum?“ murmelte sie, warum mußte es so kommen? Und warum war ich so feige, warum habe ich nicht ja gesagt, als Papa fragte, ob ich Erwin Steinbach liebe? Es wäre dann doch wenigstens alles klar gewesen. . . . . Mein Ziel hätte ich doch erreicht und wär's auch über Disteln und Dornen. Warum ich „nein“ sagte, mein Papa? Weil du mir vorher das Herz so weich gemacht durch die Versicherungen deiner Liebe und Zärtlichkeit, durch die Worte, daß ich dein Ein und Alles sei hier auf der Welt. Warum ich „nein“ sagte, mein Erwin? Weil ich die süßen heimlichen Liebesstunden nicht missen mag, nicht entbehren könnte. Und sie wären dahin gewesen, hätte ich mich frei und offen zu dir bekannt. Papa hätte in der Hoffnung, daß ich von meinem Wahne zu heilen sei, mich mit aller Liebenswürdigkeit auf Reisen geschickt oder sonst meine Freiheit beschränkt; er würde es ja nie begreifen, daß seine Tochter einen Offizier erwählt. Und dennoch kann ich nicht von dir lassen, mein Erwin, und ich bleibe dir ewig treu, mag darüber in Stücke gehen, was da will. Ich will noch nicht deine Braut sein vor der Welt, ich will unser verschwiegenes Liebesglück nicht kürzen; und darum habe ich gelogen, habe meinem Vater in's Angesicht gelogen! O, wenn er's wüßte, wenn er's wüßte! Es war eigentlich erbärmlich von mir, ich schäme mich selbst, es dir zu gestehen, Erwin, aber es ist vorbei, und ich habe es aus Liebe gethan. Aus Liebe zu meinem Vater, aus Liebe zu Erwin; o, was thäte ich nicht ihm zu Liebe! Vater und Mutter soll ja das Weib verlassen um des Gatten willen: aber noch nicht; . . . . . ich will euch noch beide haben. Soll ich auch diesen Abend gehen? Ja, ich habe es ihm versprochen, — ja, ich gehe.“ —

„Ja, ich gehe,“ damit brachte Helene ihr Gewissen zum Schweigen und machte sich das Unwürdige ihres Handelns vergessen. Eine ungezügelter Leidenschaft hatte dermaßen von ihrem Herzen Besitz ergriffen, daß sie auf keine andere Stimme hörte und alles bei Seite schob. Diese Leidenschaft hatte in ihr die strahlende Sonne, den Geist der göttlichen Liebe, ausgelöscht und statt dessen ihre elektrischen Lampen angezündet. Nun schillerte ihr Herzenskammerlein in den verschiedensten Farben, bald blau, bald rosig, bald golden, je nachdem die Umstände es erheischten, und so schien ihr die Lüge

ein kleines, harmloses Ding, und was Sinnlichkeit und Abgötterei war, nannte sie „Allgewalt der Liebe.“

Die liebe Sonne lächelte warm und golden durch's Gesträuch, gerade auf die schlichte Naturbank hernieder, und wie sie den Thau von den Blumen entfernt hatte, so trocknete sie jetzt die Thränen von dem Antlitz des thörichten Mädchens. Bald lächelte Helene wieder, denn sie dachte des Zusammentreffens mit dem Geliebten, und es währte nicht lange, da zogen die feurigen Klänge des Schumannschen Concertes durch's geöffnete Fenster in den stillen Garten.

\*

\*

\*

Und die Sonne ging schlafen. Engelchen deckten sie zu mit Purpurdecken, umrandet von Lila und Gold, und zündeten dann, eins nach dem andern, die funkelnden Lichtlein an am Himmelsbogen.

Das geschäftige Leben verhallte mehr und mehr, denn das Städtchen machte Feierabend. Von den waldbewachsenen Höhen tönte rauschende Musik und hallte lieblich wieder das kleine Flüsschen entlang, welches im Thal dahinsfloß. Fröhliches Lachen und Klaudern und Ruderplätschern schallte von hier als Gegengruß wieder nach oben.

Wie manch ein Kahn schaukelte dort, seiner Insassen baar, unter der ihn überdachenden Eichenkrone und ließ sich von diesem seinem Stammverwandten erzählen von der Zeit, da es auch für ihn noch einen Frühling gab, einen Frühling voll Lebensfreudigkeit und Sangeslust. . . Von all den Rähnen, die sich hier fröhlich getummelt, zog nur einer mehr seine Furchen durch das weiche Wasserreich, und auch dieser lenkte bereits dem Landungsplatze zu.

Zwei Mädchen saßen darin.

„Horch, Helene, die Mandolinata! Ich begreife nicht, wie du dieser Lockung widerstehen kannst. Komm doch mit nach oben; Papa begleitet dich sicher und wohlbehalten nach Hause;“ klang eine helle Mädchenstimme.

„Nein, Louise, mein Herzchen; ich habe Kopfschmerz; du mußt mich nun nicht mehr quälen. Du weißt, ich habe eine Vorliebe für einsame Kahnfahrten, besonders an einem Abend wie der heutige; ich rudere bis zu unserm Garten und steige dann aus. Uebrigens mußt du nicht davon sprechen, ich meine von dieser Liebhaberei; es ist mir zwar gleichgültig, ob man etwas darüber zu sagen hätte, aber ich höre mich doch nicht gern von allen klatsch- und tadel-

füchtigen Basen beurtheilen. Also adieu, bis morgen, liebe Kleine; recht viel Vergnügen beim Tanz!“ —

Bei diesen Worten stieß die Eine ihren Kahn mit einem kräftigen Ruck vom Lande ab, und die Andere, Louise Chernowitsch, Tochter des Kurhausbesizers, flog leicht wie ein Reh den Berg hinan.

Die Eine, das war Helene Berne, die auf diese Art und Weise eine Zusammenkunft mit dem Geliebten bewerkstelligte.

Zerstoben waren die Bedenken, die nach der diesen Nachmittag stattgehabten Scene in ihr aufgestiegen waren, ein heißer Wind hatte die zarten Blumenblättchen, die leisen Mahnungen ihres besseren Selbst hinweggefegt. Ach, sie hatte ja schon zu lange Allem, was mit ihrer Leidenschaft in Widerspruch gerieth, den Eintritt verweigert, als daß es anders hätte sein können. So hatten nach und nach alle Bedenklichkeiten, so hatte auch das jungfräuliche Gefühl, welches ihr diese abendlichen Zusammenkünfte verweigern wollte, gar bald vor dem stürmischen Drängen ihres Herzens die Segel streichen müssen, und nun fand sie nichts Unpassendes mehr in ihrem Thun.

So wird dasjenige, wovon das Herz anfangs zurückschreckt, immer vertrauter, zuletzt gar heimathberechtigt in der Seele, und des Hauses beste Kinder, die holden Tugenden der Kindheit, müssen dem fremden Eindringling weichen.

Mit einigen flinken Ruderschlägen, die weit über das stille Wasser hinhalften, lenkte die einsame Rudererin ihr Fahrzeug weiter. An jener Biegung, wo sie nichts mehr sah als den sanften Himmel über sich, die zitternden Wellen unter sich und die hohen säuselnden Bäume zur Rechten und Linken, zog sie die Ruder ein, erhob sich, nahm von dem Boden des Kahns den dunkeln weiten Mantel und die schwarze Kapuze und hüllte darein ihre ganze Gestalt, daß von ihrem hellen Kleide nichts mehr sichtbar blieb. Sie setzte sich wieder und ließ sich eine Weile von den Wellen schaukeln. Sie stützte den Kopf in die Hand und träumte; ihr war so eigen zu Muth. Nicht wie sonst eilte sie heute mit allen Kräften ihrer Seele dem Geliebten entgegen . . . . .

Von dem spitzen Thürmchen, welches sich dort hinten, ganz in der Ferne, von dem rothgoldenen Abendhimmel abhob, klang ein sanftes Geläute bis zu ihr herüber. „Warum läuten sie denn heute so lange und feierlich? Ach ja, Maria sagte es ja diese

Mittag; die Nönchen im Kloster drüben haben morgen Feiertag. Es ist ja der Vorabend des 24. Mai. Wie werden sie sich angestrengt haben, die guten Seelchen! Wie wird's in ihrem kleinen Heiligtum prangen von Grün und Blumen und bunten seidenen Fähnchen!" Und immer klang's in ihr wieder: „Der 24. Mai," bis sie darüber wie auch über ihr wehmütiges Träumen unwillig wurde und ihren Kahn um die Ecke trieb.

Das Glöckchen war verstummt. Vom Kurhaus herunter lockten die schmeichelnden Klänge wie Elfenfang und Reigen; wie süßes klagendes Liebeswerben zogen die Töne durch die säuselnden Baumriesen und über die kosenden Wellen hin, bis an Helenens Ohr. Sie setzte die Ruder ein; sie ruderte mit aller Macht nach der entgegengesetzten Richtung. Aus der Ferne schon erblickte sie ein anderes Fahrzeug, welches sie gleich erkannte, erkannte an dem weißen Tuche, das an der einen Seite ins Wasser hinab hing. Dicht neben ihren Kahn legte nun der Fremde an; Erwin Steinach, auch in dunkeler Tracht, statt in der funkelnden Uniform seines Regiments, stieg ein zu ihr und begrüßte seine Braut.

Vom klaren Himmel herab schauten die Sternenaugen auf die beiden und schienen zu sagen: „O ihr armen Menschenkinder, die ihr euch so lieb habt und wähnt, ihr hietet eine Unendlichkeit, eine Ewigkeit tumschlungen; wir sind euch freund, wie wir es Millionen vor euch waren und Millionen nach euch sein werden. O ihr heißen Herzen, wir sehen alles, schaut uns an; wir, die wir das Lieben des ersten Menschen beobachtet und auch das letzte Liebeswort, das menschlichen Lippen entfliehen wird, vernehmen werden, wir klaren Himmelslichter, wir sagen es euch: „Schnell ist es dahin, wie der Schaum auf der Welle, und alles, was ihr Menschen so heißblütig sucht, ist — Schaum!"

\*

Auch auf ein anderes Menschenkind und in ein anderes Menschenherz schauten die freundlichen Sternenaugen. Maria stand am geöffneten Fenster ihres Stübchens und sog mit vollen Zügen die milde, duftgeschwängerte Frühlingsluft ein. Die Augen in die Pracht des gestirnten Himmels versenkt, stand sie da mit gefalteten Händen, und es zog eine Flut seliger Empfindungen durch ihre freie, einsame Seele. Eine Thräne hing an ihrer Wimper.

und diese Thräne sprach: „O lieber Gott, wie gut bist Du, und wie bin ich thöricht, ja wie undankbar! Wie kann ich klagen, ich Dein Kind, Deine Erbin, der Du mir dereinst den schönen Himmel schenken willst! Du schaust mit Liebe auf mich nieder, mit einer Liebe, als ob ich allein nur da wäre in der Welt; Du trügst mich in Deinem Herzen; ja Du Selbst willst einkehren in mein armes, schwaches Herz, in mein Herz, das ein Spielball seiner Launen ist, das nichts, ach! gar nichts Dir zu Liebe ertragen kann. Du stiegst herab von Deinem schönen Himmel und wurdest Mensch und ließest Dich verspotten und littest so unendlich viel von Jenen, denen Du lauter Liebe entgegenbrachtest. Ich kann kein Opfer auf Deinen Altar legen morgen früh, wenn Du zu mir kommen willst. Ich bin so wenig ergeben in Deinen Willen, trotzdem Du mir so viel gegeben hast, trotzdem ich so Manches vor Andern voraus habe, so Manches, was mich erfreuen könnte! Lieber Gott, ich habe nur ein großes Leid, Du kennst es, und wohl weiß ich, daß es, neben Dein Leiden und neben Deinen schönen Himmel gestellt, gar kein Leid ist; doch es quält mein armes Herz, das weißt Du. Sieh, ich bringe es Dir zum Opfer; ich nehme es auf mich und will es freudig tragen, Dir zu Liebe, als ob ich selbst meine Gestalt mir ausgesucht hätte. O guter, großer Gott, der Du morgen zu mir kommst, gib mir Deine Gnade dazu, denn ohne Dich kann ich nichts.“

So sprach Maria und faltete fromm die Hände, und freundlich blickten die Sterne auf das liebe Mädchen nieder. Wie war sie plötzlich so ergeben, ja heiter! Woher das? Als sie im Klosterkapellchen ihre Liebesgabe, die fertige Kommunionbankdecke abgegeben hatte, da hatte sie gar tröstliche Worte vernommen; der fremde Vater, der dort die Predigt hielt, hatte ihr innerstes Herz gar mächtig angeregt und erhoben.

Dies waren die Worte, die wie wundenheilender Balsam in des armen Kindes Seele gefallen waren:

„Und der Engel trat zu ihr herein und sprach: „„Begrüßet seist Du, Maria, Du bist voll der Gnaden, der Herr ist mit Dir.““ Sie aber erschrak und dachte nach, was das für ein Gruß wäre.“

„Warum erschrak sie denn bei diesem Gruße, der des Schönen und Hohen so viel enthielt? Darum, weil Sie in Ihrer Demuth eine solche Fülle von Gnaden gar nicht fassen konnte, oder weil Sie fürchtete, der Feind des Menschengeschlechtes möchte sich unter dieser Lichtgestalt Ihr nahen, um Ihr schillernden Flitter anzubieten,

und dagegen jene kostbare Perle, die Ihr Ein und Alles, Ihre Ehre und Ihr ganzer Ruhm war, Ihr zu rauben. Und was war diese Perle? Es war die heiligmachende Gnade, sie, die allein Werth hat vor den Augen Gottes, sie, wodurch allein die reine Jungfrau gewürdigt ward, Mutter Gottes zu werden. Darum erschrock Sie, darum war Sie so bedacht, Ihren kostbaren Schatz zu hüten.

„Und ihr, geliebte Christen, die ihr hier versammelt seid, ich frage euch, habt auch ihr die heiligmachende Gnade bewacht und gehütet als euer bestes Kleinod, und wenn ihr sie verloren hattet, habt ihr sie gesucht, wie sie's werth war, mit Schmerz und Sehnen, ohne Rast und Ruh', bis ihr sie wiedergefunden im hl. Bußsakrament? Seht, hättet ihr einen Diamanten aus dem Schatze des Sultans, und wäre er auch nur einen Daumen groß, wie würdet ihr ihn hüten und wahren, und doch wäre es nur ein todter Stein; hingegen jenen unschätzbaren Diamanten, der euch die Thür zu einer Ewigkeit voll unfassbarer Wonne öffnen soll, fragt euch selbst, wie leicht habt ihr ihn dahingegeben! — für eine flüchtige Lust, für einen kleinen Vortheil, so nichtig, so niedrig, — dies unschätzbare Gut. O, wenn ihr den wahren Werth desselben mehr beherzigtet, ihr würdet wie Maria lieber Alles entbehren, lieber Alles verlieren, als die heiligmachende Gnade!

„Was ist die heiligmachende Gnade? O, meine Christen, wir können ihren Werth ja nicht erfassen, dem beschränkten Menschenverstande ist dies unmöglich, doch uns in etwa ihrem Lichte nähern, sie betrachten, sie lieben, das können, das sollen wir.

„Um sie in ihrem Ursprunge zu schauen, begeben wir uns ins Paradies. Gott sprach: Lasset uns den Menschen machen nach Unserm Bilde und Gleichnisse.“ Gott bildete den Leib des Adam aus Lehm der Erde und hauchte ihm ein den Odem des Lebens. Er schuf ihn nach Seinem Ebenbilde, nach dem Ebenbilde Gottes schuf Er ihn. Doch nicht der Leib des Menschen, so herrlich er auch war, war dieser Spiegel des Ewigen, Unerschaffenen, auch nicht die Kräfte seines Geistes, unendlich herrlicher noch, diese waren nur ein schwacher Abglanz seines Wesens — nein, die heiligmachende Gnade, das war der Hauch Gottes im Menschen, das war der volle Strahl Seines Auges, das war des Menschen ganzer Adel, seine ganze Würde! Denkt euch einen Berg, bestehend aus den feinstgeschliffenen Diamanten, und der reinste Sonnenstrahl spiegelte sich beständig darin, — so und noch tausendmal strahlender war diese heilig-



machende Gnade in der Seele der ersten Menschen; sie war das Zeichen seiner göttlichen Abstammung, seiner Kindschaft Gottes, seine Erbberechtigung zum Himmel. — Da sündigte der Mensch; verschwunden war das strahlende Licht, eine zerbrochene Scherbe der Diamant, den Gottes Auge beseelte, sein ganzer Adel, seine ganze Würde dahin.

„O meine Christen, war dies nicht ein unübersehbarer Verlust? Wäre das Verlorene etwa durch alle möglichen Vorsichtsmaßregeln ü ber Gebühr behütet worden? Und seht, wir besitzen es noch, dies kostbare Gut der heiligmachenden Gnade; in jeder reinen Seele wohnt es; Gottes Sohn hat sie uns durch Seinen Tod auf's Neue wiedererworben, in der hl. Taufe nimmt Er uns als Seine Kinder auf, durch das Sakrament der Buße ertheilt Er uns die heiligmachende Gnade wieder, sofern wir sie, nachdem wir sie verloren, reuig suchen, und so leben wir hier denn auf der Welt als Gottes Kinder, als Erben des Himmels, als über alle Maßen erhaben und groß, sofern wir den Strahl der Gottheit, die heiligmachende Gnade, in uns tragen. Sie ist der Stempel echten Goldes, der all' unsern noch so geringfügigen Handlungen ein Gepräge verleiht, das für alle Ewigkeit Werth behält; sie ist das Adelsdiplom, das uns hoch, o so unendlich hoch erhebt, daß wir es gar nicht ausdenken können; sie ist das weiße Gewand, das all unsere Schwächen deckt und uns zu einem Gegenstande macht, auf dem das reinste Auge des Höchsten mit Liebe und Wohlgefallen ruht. Ja, mit einer solchen Liebe, als sähe Er nur sie auf der ganzen weiten Welt, blickt der Herr auf die Seele, die von dem Lichte der heiligmachenden Gnade erfüllt ist.

„O meine Christen, wir werden es nie genug schätzen können, dies Licht, diese Gnade, diese Ehre, diese Perle, die nicht den Großen und Reichen allein, sondern den Armen und Kleinen und Allen ohne Ausnahme, die sie suchen, zu Theil wird. Sie erhebt uns ja weit über diese Welt, wo Alles nur Schaum und Tand ist. Seht den armen Bauern hinterm Pfluge, wie er sich müht und so schwer die Last des Tages trägt, seht den Steinklopfer am Wege, der müde und hungrig sein karges Mittagsmahl verzehrt; seht die stolze Carosse, die wie ein Blitz an ihm vorüberfliegt; — ja, die äußere Hülle ist nur Schein, ist nur eine Seifenblase, die gar schnell zerplatzt: doch wenn der Tag der Ewigkeit anbricht, dann schält sich der innere Kern heraus, dann umgibt lichterheller Tag und aller Glanz und alle Lust der Lenzeswonne

die Seele, die das kostbare Geschenk der heiligmachenden Gnade treu beherbergt hat; und die andern deckt finstere und grauenvolle Nacht. Es müßte ja auch keine Gerechtigkeit Gottes geben, wenn dem nicht so wäre! — Doch nun, du armer Handwerksmann, du plumper Bauer und steifgearbeiteter Steinklopfer, hebe getrost frei und stolz dein Haupt empor, du bist ja ein Kind Gottes und Erbe des Himmels, wenn du die heiligmachende Gnade besitzt, und stehst eben so hoch wie die, die in stolzen Wagen fahren und an reichen Tafeln speisen, und noch unendlich höher, falls diese jenen Diamanten, den kein Gut und keine Begabung ersetzen kann, nicht haben. Ja, kein Gut und keine Begabung; nicht der Dichter, der tausend Himmel in seinem Busen zu tragen vermeint, nicht der Künstler, dessen geistiges Ohr die Harmonieen der Sphären zu vernehmen glaubt, nicht der Gelehrte, der durch tiefes Denken die Erde mit dem Himmel verkettet zu haben wähnt, nein, sie sind es nicht, die das nächste Unrecht an das himmlische Erbe haben. Nein, sie haben nichts vor euch voraus, nein, darauf kommt's nicht an da droben; die heiligmachende Gnade ist's, die dort den Stempel des Werths oder Unwerths ausdrückt. Sie macht euch reich und frei, ihr Armen und Kleinen, sie krönt euch mit Würde und Adel, o, euch Alle, ob arm, ob reich, und neben ihr ist Alles nur Dampf und Dunst, denn sie allein hat Werth an jenem großen Tage.

„O, so bewahret denn in reinen Schalen dies kostbare Gut, bedenket oft seinen Werth, und nicht bloß in der Kirche, wenn Gottes Wort euch verkündet wird, nein, oftmals des Tages, bei euren Beschäftigungen denkt daran, daß ihr durch sie Kinder Gottes und Erben des Himmels seid, und dieser Gedanke wird euch die rechte Anschauungsweise beibringen, wird euch frei und froh, wird euch demüthig und wachsam machen, wie die reine Jungfrau, die der Engel grüßte mit den Worten; „Gegrüßet seist Du, Maria, voll der Gnaden, der Herr ist mit Dir. Amen.“

\*

\*

Leise knarrte das zum Flusse führende Hinterpförtchen des Gartens.

„Warum mag Papa heute diesen Weg gewählt haben? Schnell das Fenster zu, er möchte sonst hier vorbeikommen und fürchten, daß ich mich erkälte.“ Und die kleine Gestalt schloß jachte die Fensterflügel und huschte in's Bett.

Die eintretende Person war nicht Herr Berne, sondern seine Tochter.

Auch sie begab sich schnell zur Ruhe, aber in dieser Nacht war die Ruhe Maria's süßer als die Helenens.

### Drittes Kapitel.



o vergingen Wochen und Monde.

Aus dem Frühling war Herbst geworden, und statt der flüchtigen Blüten hingen nun schwellende Früchte an den Bäumen und Spalieren.

„Nein, Helene, laß es nicht länger so fortgehen; laß mich deinem Vater gegenüber frei und offen um dich werben,“ sagte Erwin Steinach, als er mit Helene auf einer Waldanhöhe stand und den Blick in das sonnenbeglänzte Thal, wo hundert fleißige Hände an der Ernte arbeiteten, schweifen ließ.

Der halblaute Sang des Schnitters und das in der Einsamkeit so melancholische Schärpen der Sense drang zu dem Paare herüber.

„Nicht wahr, Helene, ich darf? Ich ertrage es so nicht länger, ich muß der Unsicherheit ein Ziel setzen,“ und er fuhr mit den Fingern durch sein welliges Haar und dann mit der Hand über seinen schönen, hellblonden Vollbart.

Helene schwieg, doch sie sah ihn mit strahlendem Lächeln an, als spräche sie durch ihre Augen: „Wie schön bist du, mein Erwin!“ —

„Sieh, durch die Erbschaft meiner Tante bin ich nun imstande, dir eine, wenn auch bescheidene, so doch anständige Existenz zu bieten. — Ich bedurfte ihrer in der That, da ich ja aus meinem jetzigen Stande austreten muß.“ Und ein leiser Seufzer

entfuhr dem Jünglinge, als er den Blick über seine Uniform gleiten ließ.

„Ein Seufzer, Erwin,“ sagte sie vorwurfsvoll.

„Verzeih', liebes Herz, ich will ja Alles, woran mein Herz hängt, freudig wegwerfen, um deinetwillen; dafür gönne mir aber auch, daß ich dich bald offen und frei vor der ganzen Welt mein nennen darf; gönne mir die Aussicht, dich bald heimzuführen zu dürfen als mein treues, glückliches und beglückendes Weib! Wann darf ich mit deinem Vater reden?“

„Morgen!“

„Morgen schon? Ich meinte doch . . .“

„Si, du liebest mich ja gar nicht zu Worte kommen, Herzallerliebster! Papa's Freund Chernowisch hat uns gesehen, ich weiß es von Louise. Du kennst den Alten, er wird es meinem Vater erzählen, darum müssen wir ihm zuvorkommen.“

„Also morgen schon?“

„Ja, morgen! Nur noch ein Tag, und unsere Liebe braucht nicht mehr scheu das Tageslicht zu fliehen. — Doch horch, da kommen die Andern, sie suchen mich. Flink hier den Berg hinunter, Geliebter.“

Noch ein zärtlicher Händedruck, und Helene war allein, anscheinend sehr beschäftigt, etwas zu suchen, woran ihr die inzwischen herbeigekommene Gesellschaft eifrig half, bis denn auch der vermißte Gegenstand, ihre zierliche goldene Uhr, bald gefunden war.

Das von zwei Herzen so sehr gefürchtete und doch herbeigesehnte „Morgen“ war da.

Wie ein Alp lag es dem leidenschaftlichen, schwarzäugigen Mädchen auf der Seele; es trieb sie bald hierhin, bald dorthin, in Salon und Küche, in Keller und Söller, und wenn sie, dort angekommen, sich die Frage stellte, was sie wolle, wußte sie es nicht.

Sie begann hunderterlei Beschäftigungen und vollendete nichts, sie zuckte zusammen bei jedem Klang der Hausglocke; sie horchte ängstlich bei jedem Stimmenlaut; ihr ward bald siedend heiß, bald fröstelnd kalt wie im Fieber, und hätte dieser Zustand länger gedauert, sie wäre ernstlich krank geworden.

Doch es dauerte nicht lange.

Sie stand vor ihrem Vater.

Wie zuckte sein Auge! Wie unruhig ging die Hand auf und nieder über den mit Papieren bedeckten Schreibtisch! Wie zitterte seine Stimme, als er die Eintretende zum Niedersitzen einlud!

Helene hatte mit liebendem Kindesauge unzählige Mal seine Eigenthümlichkeiten studiert, sie hatte auch jetzt die Lage der Dinge bald heraus gefunden.

„Lieutenant Steinbach war hier,“ begann der Vater ohne Umschweife, indem er mit einem hastigen Ruck die Papiere, die er vorhin noch sorgfältig geordnet hatte, aufeinander schob.

„Ich weiß es, Papa,“ so drang es leise und beklommen aus ihrer gepreßten Brust hervor.

„Du weißt es? Und du weißt auch, was er will, nicht wahr?“ und heiser klang seine Stimme.

„Er will mich zu seiner Frau.“

„Und du, Helene?“

„Ich will ihn.“

„Helene!“ Wie ein Vorwurf zog dies Wort durch das stille Gemach, und die dicken Bücher oben auf den Realen, in denen sie so oft zusammen studiert, und die breiten blauen Hefte und der Globus über dem Schreibtische hörten zu und sahen mit stummer Klage nieder auf den Alten, der wie verzweifelt seine Augen zu diesen feinen andern Lieblingen aufschlug.

Mit stummer Klage blickten sie auch auf das junge Mädchen, das nun vor ihrem Vater auf die Kniee gesunken war.

Sie schmiegte ihr schönes Haupt so zärtlich an des Vaters Brust, sie ergriff dessen schlaff herabhängende Linke — mit der Rechten hielt er seine Augen beschattet, — bedeckte sie mit Küssen, legte dann ihre sammtartige Wange darauf und verhartete einige Augenblicke, ohne ein Wort zu sprechen, in dieser Stellung.

„Papa!“ flehte sie dann in süßen Schmeicheltönen, die ihre Wirkung auf das Herz des Angeredeten noch nie verfehlt hatten, „Papa! sei mir nicht böse, sei nicht so stumm, sag' mir nur ein einzig Wort! Sieh mich an mit deinen lieben, guten Augen; sage mir ein „Ja,“ aber ein ganzes; nicht ein „Ja,“ das mich weinen macht.“

Noch immer schwieg der alte Herr, und inniger flehte Helene: „Ach, Papa, wir können so glücklich sein, wenn du nur wolltest, ich so glücklich, Erwin so glücklich, und auch du so glücklich im Glücke deiner Kinder.“

Da richtete der niedergebeugte Mann den Kopf in die Höhe. „Ich glücklich? Nein, damit ist's vorbei!“ Und wie aus einem Traume erwacht, sprach er: „Setz' dich, Helene!“ Sie that es.

Er schwieg wieder und schien in sein früheres Hinbrüten zurücksinken zu wollen.

„Ich hätte nicht gedacht, daß es dich so schmerzlich berühren würde,“ begann deshalb von neuem seine Tochter. „Es mußte ja doch früher oder später so kommen; fast alle Eltern müssen es ja erleben, daß ihre Tochter sie verläßt, um einem Fremden zu folgen.“

„Es ist wahr,“ lautete die leise, klanglose Antwort, „es ist wahr,“ und er nickte mit dem Kopfe. „Aber ich habe dies nie ins Auge gefaßt; ich hatte dich so unendlich lieb und hielt dich für etwas mehr als andere Mädchen. Und nun deine Wahl! diese Enttäuschung!“ --

„O, wie wenig kennst du Erwin! Ich weiß, du hegst einen Widerwillen gegen den Offiziersstand; du glaubst, es stecke nur Hohlheit hinter der glänzenden Außenseite. Es ist nicht so, gewiß nicht; bei vielen, ja; bei Erwin, nein! Und dann nimmt er ja seinen Abschied, er thut es aus Liebe zu mir, zu dir.“

„Er muß es,“ murmelte der alte Herr.

„Nun ja, dazu bin ich zu sehr deine Tochter, als daß ich meiner Religion untreu geworden wäre, und ein evangelischer Offizier, der eine Katholikin heiratet, katholisch heiratet, kann nicht in seiner Stellung verbleiben. Aber daß er direkt darauf einging, daß er so freudig, als wäre ihm das gar kein Opfer, den Degen, mit dem doch sein ganzes Herz verwachsen ist, an den Nagel hängt, sieh, das war doch schön von ihm, nicht wahr, Papa?“ Sie hatte sich ganz in die Begeisterung hineingesprochen.

„Also ihr beide seid schon ganz einig?“ fragte er mit einem eisigen Lächeln, unter dem Helenens Seele erschauerte.

Sie antwortete nicht und sah den Vater fragend lange an.

Doch er schlug sich vor die Stirn, und hastig aufstehend rief er aus: „O, ich alter Thor! Und ich glaubte, meines Kindes so sicher zu sein! Nie hätte ich gedacht, daß ich so ganz und gar in seinem Herzen eine Null gewesen. Dabei sagt sie, ich sei ihr bester Freund.“ Und er lachte bitter.

„O, lach' doch nicht so, Papa, es hört sich so schrecklich an. Du hast ja selbst geliebt; du weißt, wie die Liebe so überraschend wirkt, wie sie unser Inneres so ganz verändert, daß wir uns selbst nicht mehr kennen; so habe denn auch Mitleid mit mir, und wenn ich einen Fehler beging dadurch, daß ich nicht vorher mit dir darüber gesprochen habe, so verzeih' ihn mir um jener Allgewalt der

Liebe willen. O Papa, ich weiß, du hast mich zuerst geliebt, hast mich so unsäglich geliebt, und du weißt, ich dich auch, — o, mach' mich nicht so unglücklich!" flehte sie.

"Wüßte ich nur dies Eine," murmelte er in sich hinein. Er blieb vor Helene stehen. Seine Augen, die bis dahin immer unruhig in ihren Höhlen auf- und niedergerollt hatten, senkten sich fest in die ihrigen, und beinahe feierlich sagte er: „Helene, die Liebe kann viel, und man hält ihr viel zu Gute, aber dich dir selbst untreu machen, das thut eine edle Liebe nicht. Und das, was du unter meinen Augen geworden bist, die Grundsätze, zu welchen ich dich herangebildet habe, sie sind dein eigenstes Selbst. Die Enttäuschung, die das Vaterherz erfahren mußte, wird es allmählich überwinden lernen, wenn du dem Bildner deiner Seele treu bleibst.

"Sage mir doch," fuhr er erleichterten Tones fort, „wie kam es nur, daß du mir vor einigen Monaten, als ich des Gerüchtes erwähnte, welches damals von deinem Verhältnisse zu Lieutenant Steinbach ging, ein so klares „Nein!“ entgegen setzen konntest?“ —

Helene erblaßte, doch hier galt kein Zaudern. „Ei, weil dem auch so war, Papa. Meinst du denn, die Liebe bedürfe eines ganzen Sommers, um zu reifen? Sie wächst über Nacht, und eh' man sich dessen versieht, steht sie auf einmal riesengroß da und füllt die ganze Seele aus," gab sie mit gewohnter anmuthiger Sicherheit zur Antwort.

So sehr auch ihre Worte das Gemüth des alten Herrn beruhigten, so verhinderte dies doch nicht, daß bei den letzten ein schmerzliches Zucken um seinen Mundwinkel irrte.

"Und, nicht wahr, du willigst ein, Papa?" sagte Helene.

Er antwortete nicht sogleich. Sein Blick ging in die Höhe. Er überflog die Bücher, die dort standen.

"Und deine Bücher — und unsere Studien?"

"Die müssen freilich weichen; doch noch sechs Wochen, und Gregor kommt zurück. Ach, käme er doch schon morgen!" versetzte sie.

"Und du, mein Kind, willst wirklich einen Andersgläubigen heirathen?"

"Ach Papa, ist das denn gar so schlimm? Ich werde deshalb ja keine Ueberläuferin. Es wäre mir freilich lieber, wenn Erwin katholisch wäre, aber er geht ja auf alle zu einer katholischen Heirath erforderlichen Bedingungen ein, und dann, er ist so gut, so edel, daß sein Charakter dir volle Bürgschaft bietet für mein Glück."

„Ich kann dir kein Hinderniß in den Weg legen. Du hast selbstständig gewählt, und du weißt, daß ich dich gelehrt habe, unter allen Umständen treu zu sein und kein gegebenes Wort zu brechen. Ich werde mich mit dem Gedanken vertraut zu machen suchen.“ So sprach er kalt.

Er winkte mit der Hand, doch seine Tochter entfernte sich nicht; sie stürzte an seine Brust und schlang ihre Arme um seinen Hals, und da er ihre Umarmung willig duldete, da rief sie stürmisch aus: „O mein theurer, mein bester Papa, sei mir nicht böse, habe deine Helene doch noch lieb! Mein Herz ist so groß, es hat Raum für dich und Erwin. Auch du mußt das deine weit offen thun und Erwin mit darein aufnehmen.“

Der alte Herr war allein, allein in seinem sonst so trauten Studierzimmer, allein mit seinen Büchern und Papieren.

Die Worte, die er heute Morgen noch geschrieben, enthielten einen großen Fortschritt für sein Werk und hatten ihn mit solcher Freude erfüllt, jetzt aber grinsten sie ihn an wie höhnische Fratzen. — Mit einer unsäglichen Bitterkeit schob er Alles von sich weg und stöhnte: „O, wie ist es nur möglich! O diese Täuschung, wie weh sie thut! Es ist dahin! Ich bin eine Null und, alles ist nur null. — Wozu noch leben? Alles ist Schaum!“

\*

\*

\*

Sie waren Braut und Bräutigam: Erwin Steinbach, der schönste, flotteste Offizier des ganzen Regimentes; Helene Berne, die begabte, anmuthige Tochter des Regierungsrathes, die Krone aller Mädchen der Stadt. Es war das schönste Paar, das man sich denken konnte. Beide waren glücklich in ihrer Liebe, aber schöner war es schon damals, als noch keine Verwandten und Bekannten sich darüber aufhalten konnten, wie es nur möglich sei, daß Herr Berne, bei einem Vermögen wie das seine und einer Richtung wie die seinige, seine Tochter einem so bescheiden situirten Offizier geben wolle; damals, als Erwins Freunde und Kameraden seinem Entschlusse, wegen einer katholischen Heirath aus dem Dienste treten zu wollen, noch nicht ihre wohlmeinenden Rathschläge und spöttischen Bemerkungen entgegensetzen konnten; damals, als sie das traute Liebeswerben nur als seltene, zwischen Dornen versteckte Frucht und nicht als alltägliche Speise genießen konnten, als noch keine Ungewitter verkündende schwere Wolken ihren beiderseitigen Lebenshimmel trübten!



Der Regierungsrath war ein Anderer geworden; seine Freunde raunten es sich heimlich zu, und die Späßen schwatzten es von den Dächern. Er war so träumerisch, so starr und oft so seltsam tiefsinnig, und Helenens Busen hob sich schwer, und Marias Augen blickten besorgt in das von Tag zu Tag alternde Antlitz des Vaters. — Warum starrte er nur so unheimlich auf das Blatt Papier, das er in der Hand hielt? — Es war doch blos ein harmloses Briefchen mit zierlichen Damenschriftzügen. So saß er fast eine Stunde wie regungslos im Strahl der wohlthuenden Oktobersonne auf demselben Platze, wo Maria so oft und gerne saß.

Er machte den Eindruck eines lebensmüden Greises. Seine Augen blieben wie geistesabwesend auf den Wipfel der Linde gerichtet, von dem ein Blättchen nach dem andern leise und langsam auf den grünen Rasen und auf die mit Kies bestreuten Wege niederschwebte. Die armen kleinen Blättchen, wie fielen sie so sachte, so traurig nieder! Zwar schien die Sonne warm und hell, als wär's im Mai, aber die Blättchen wußten wohl, daß die Sonne log; der Mai, die Zeit, da Jugendlust und Hoffen ihre grünen Glieder schwellte, war längst dahin, sie fühlten an sich selbst, sie waren ja welk und runzelig geworden, und der freundliche Strahl drang nicht mehr in ihr innerstes Mark. Und darum sanken sie von ihrem lustigen Wipfel so müde zur trauten Erde nieder, die armen kleinen Blättchen.

Vom Hause her wurden Schritte laut.

Der alte Herr kannte sie wohl, diese lieben, elastischen Schritte, und schnell steckte er den Brief, den er in der Hand hielt, in seine Rocktasche.

Das war Helene, und wie sie da stand im vollen Sonnenstrahl, das schöne Mädchen mit den weichen, klassischen Zügen, mit den Augen wie schwarze Diamanten, und mit der ihr eigenen Anmuth in allen ihren Bewegungen, da leuchtete wohl ein flüchtiger Schimmer der alten Freude und des alten Stolzes in seinen Blicken.

Sie legte den Blumenstrauß, den sie in der Hand trug, neben sich, als sie sich nun zu ihrem Vater auf die Bank niedersetzte.

„Also jetzt geht's Scheiden los, Helene?“

„O, nur für ein paar Tage, Papa, ich werde mit den Einkäufen bald fertig sein. Du weißt, ich habe einen sehr entschiedenen Geschmack.“

„Nur für ein paar Tage,“ wiederholte er sinnend.

„Gewiß, längstens Samstag bin ich wieder hier. Ich würde überhaupt jetzt, wo du gerade nicht recht wohl bist, — ich weiß es doch, wenngleich du es nicht sagst, dein ganzes Aeußere verräth es mir; außerdem gestehst du ja selbst, daß du oft an Kopfschmerz und Schwindel leidest, — wie gesagt, ich würde jetzt nicht reisen, hätte Tante mir nicht geschrieben, daß gerade eine sehr schöne Speisezimmereinrichtung im Möbelmagazin ausgestellt wäre; doch, wie gesagt, ich bin bald wieder hier.“

Mit diesen Worten erhob sie sich.

„Wie, du gehst schon? Ist es schon Zeit?“ fuhr der alte Herr aus seinem Sinnen auf.

Viel fehlt nicht daran; zwanzig Minuten hat man schon nöthig bis zum Bahnhof.“

„So will ich dich begleiten; einen Augenblick, ich hole Hut und Stock. Erwin ist ja gerade dienstlich verhindert.“ — So schritten sie mitsammen auf einem Feldwege dem Stationsgebäude zu.

Sie sprachen wenig und waren beide eigenthümlich bewegt.

Helene blickte schimmernden Auges in die Ferne und wußte gar nicht, woher es nur kam, daß ihr so weh und bang zu Muthe war; der Vater verzögerte seine Schritte, als wäre es ihm darum zu thun, den Zug zu versäumen.

„Wie süß duften die Rosen!“ sagte Helene und steckte ihr Gesichtchen in den herrlichen Strauß.

„Ja, es sind die letzten. Gib mir eine davon, Helene.“

„Du Papa? eine Rose?“

Er nickte.

„Welche willst du?“

„Die weiße dort in der Mitte: Bleich muß alles Ende sein.“

Seine Tochter blickte ihn befremdet an, als verstände sie ihn nicht recht, und gab ihm zuletzt schweigend die verlangte Blume.

„Du hast mich doch noch immer lieb, nicht wahr, mein Kind?“ fragte er nach einer Weile.

„Du weißt es ja, Papa.“

„Sage es mir noch einmal, und ich will dir Alles verzeihen.“

Sie sah ihn starr an, aber der Ausdruck seiner Augen drängte die Antwort, welche als erstes Empfinden über so sonderbares Reden auf ihren Lippen geschwebt, zurück, und sie versetzte zögernd: „Papa, ich habe dich zuerst geliebt und werde dich bis zu meinem Tode immer sehr lieb behalten.“ —

Da brauste der Zug heran.

Er eilte zum Schalter, ihr das Billet zu nehmen; nur mit innerm Widerstreben nahm sie es an. Sie hätte wieder umkehren, wieder zurück nach Hause gehen mögen, aber ehe sie sich dessen noch ganz klar war, hatte ihr Vater sie bereits nach einem innigen Lebewohl in das Coupé geschoben, denn es war die höchste Zeit. Schon dampfte der Zug weiter, und sie stand noch immer am Fenster, träumerisch hinstarrend nach jener Richtung, wo sie ihren Vater zuletzt gesehen.

Auch der alte Regierungsrat schaute dem dahineilenden Zuge nach, bis er seinen Blicken entschwunden war; dann starrte er hin auf die Dampf säule, die in die blaue Luft hineinstieg, und als diese, immer kleiner und kleiner werdend, zuletzt am fernen Horizont verschwunden war, senkte er das Haupt und kehrte heim. Hart am Wege und nicht weit von seinem Hause lag eine kleine Anhöhe, und auf dieser ragte stolz und einsam eine uralte Edel- tanne empor. Hier hinauf stieg er und lehnte sich an den mäch- tigen Stamm.

Dort hinten, wo die weißen Segel so lautlos, so schwanen- gleich einerschwebten, da floß der Rhein. Als rollten die Wo- gen zu seinen Füßen, so vernehmlich war das taftgemäße Rauschen und Klappern der Schraubendampfer. Wie hatte er auch früher so gern diesem Geräusche gelauscht, wie hatte er gern dem Kom- men und Gehen, dem Auf- und Abladen der Schiffe zugehört! Damals war das, vor vielen Jahren, als er in jenem Städtchen dort unten, — man konnte deutlich die kleinen Türme sehen, — das Gymnasium besucht hatte. O, was war das eine schöne, selige Zeit! Wie war das nur?? . . . . . Und jenes? . . . . . Und der alte Mann versenkte sich in diese Zeit, und dachte an den geprellten Magister und an die alte Obsthöckerin, und er lächelte in sich hinein; doch er lächelte, wie ein Kranker lächelt!—

Wie kam es nur, daß ihm so weich ums Herz wurde, wie ihm seit Jahren nicht gewesen, daß längst Begrabenes mit einem Male auferstand? Ja, er mußte seinen Blick abwenden von den schlanken Türmen, diesen Zeugen seiner Kindheit, seiner besten Jahre . . . . . ja, er mußte es, und er that es.

Er ging um den Baum herum und schickte seine Blicke in die entgegengesetzte Richtung hinaus.

War das nicht sein Garten, der vor ihm lag?

Die Herbstsonne goß all ihr Gold darüber aus, er glänzte und leuchtete, als prange er im Frühlingsgewand. Auf dem bunten Laub der Bäume tanzten die Strahlen, sie flimmerten auf dem Rasen und wiegten sich auf den Herbstfäden, die Strauß zu Strauß ausgespannt waren, und liebkosten die stolzen, bunten Asten. Blätter und Blumen sahen aus, als wollten sie noch einmal sich des goldenen Lebenslichtes freuen, noch einmal so recht glücklich sein, vielleicht das letzte Mal vor ihrem Tode.

Es war ja Ende Oktober.

Der Regierungsrath Verne schritt durch das Gitterthor seines Gartens in diesen hinein.

Da sah er Maria darin beschäftigt, von dem Rasen die welken Blätter fort zu harken, und zum ersten Mal überkam es ihn wie ein Vorwurf, als er sein von Natur und auch von ihm vernachlässigtes Kind erblickte.

„So fleißig, meine Kleine?“ rief er ihr freundlich zu. Sie strich sich mit der Hand das Haar aus dem errötheten Gesichtchen und erwiderte, durch den liebevollen Ton freudig berührt: „Ein wenig, Papa; ich thue es so gern.“

„Willst du nicht mit mir einen kleinen Gang durch den Garten machen?“

„O wie gern, wenn du's erlaubst.“ Sie lehnte die Harke an einen Baum und ging mit ihm.

„Ist Helene glücklich abgereist?“

Ein kurzes „Ja!“ war die Antwort. Dann sprach er plötzlich: „Sage, Maria, du hast dich wohl oft recht verlassen und unglücklich gefühlt, da du doch so manches, was andern Mädchen geboten ist, entbehren mußt.“

Sie erröthete leicht. „Drum darf ich doch nicht unzufrieden sein, Papa; Naturgaben wie Glücksgüter sind eben verschieden vertheilt. Ich habe ja doch meine kleinen Freuden. Mach' dir meinewegen also keine Sorge, Papa; ich bin gar nicht unglücklich; des Abends beim Nachtgebete, wenn ich den Tag überdenke, kommt fast immer heraus, daß mein Herz viel öfter gelächelt als geweint hat, und das macht mich allemal sehr zufrieden.“

Er blickte sie so gütig, so milde an, und beglückt und aufgemuntert durch diesen warmen Strahl seines Auges fuhr sie in ihrem kindlich heiteren Geplauder fort. Sie erzählte, wie sie jetzt so gar keine Zeit habe, sich unglücklich zu fühlen, denn seit Helenens Verlobung sei so viel im Hause zu thun, daß ihr auch nicht eine

Stunde zum Träumen übrig bleibe. Und es sei durchaus nöthig, daß sie überall nachsehe und anordne, und es mache sie dann so stolz und froh, daß sie doch auch im Stande sei, durch diese Kleinigkeiten ihrem lieben Papa, ihrer Schwester und Andern das Leben behaglich zu machen.

Da ihr Begleiter nur dann und wann ein Wort einschaltete, plauderte sie weiter, plauderte von Gregors Rückkehr, von dem heutigen schönen Tage und von allem Möglichen.

Plötzlich blieb Herr Berne stehen. Seine Augen flatterten unruhig hin und her, wie bei Jemanden, der große Eile hat und durch einen Andern aufgehalten wird. Er blickte wie scheu nach allen Richtungen hin und sagte dann: „Ich bin müde, ich will mich etwas auf mein Zimmer zurückziehen.“

„Soll ich mit dir gehn, Papa?“

„Nein, aber ich habe einen Auftrag für dich. Sage Lisette, sie solle zur Försterei gehn und fragen, wann ich die bestellten Bäume bekäme; es wird Zeit; sie kann Kathrine mitnehmen, damit sie nicht so allein den Weg zu machen braucht. Und im Vorbeigehen sage dem Gärtner, er solle mal schnell zu mir kommen; du auch komme zurück, bitte, wenn du meinen Auftrag ausgerichtet hast. Ich werde dich hier erwarten.“

Da stand der eigenthümliche Herr, den Rücken gegen die Mauer seines Hauses gelehnt, die Augen geschlossen. Wirre, finstere Gedanken ließ er in seinem Hirne kreisen, gleich schwarzen, unheilverkündenden Raben.

Der Gärtner stand vor ihm.

„Fritz!“ redete er ihn an, „Sie müssen augenblicklich nach E. hinüberfahren und diesen Brief dem Kanzleirath R. übergeben, aber hören Sie wohl, ihm allein, unter vier Augen, und mit Niemanden davon sprechen! Mit der Rückkehr brauchen Sie sich nicht zu übereilen; die Arbeit ist Ihnen für heute erlassen.“

Der Gärtner war wieder gegangen. Der Regierungsrath hatte wieder die Augen geschlossen und überhörte die leichten Schritte, die sich nahten.

„Papa, hier bin ich; Papa, bist du unwohl?“ rief Maria voller Herzensangst aus.

„Nein, meine Kleine,“ lächelte er, „weil ich die Augen schließe, meinst du? dann müßte ich oft unwohl sein. Ich thue es gern, wie du weißt, wenn ich über etwas nachdenke. Doch ich habe auch für dich einen Auftrag, den du gewiß gern erfüllen wirst

Geh' mal hinüber zum Herrn Pastor, er ist ja doch ein spezieller Freund von dir, und sage ihm, hier wäre etwas für seine Armen.“ Damit drückte er auch ihr ein Couvert in die Hand.

Doch Maria stand unbeweglich da. Das, wodurch sie manch' ein Menschenherz glücklich machen konnte, lag in ihrer Hand, doch sie rührte sich nicht vom Platze. Sie sah ihn nur bittend und fragend an und brachte endlich mühsam hervor: „Könnte ich nicht morgen gehn? ich bliebe heute lieber hier.“

„Warum?“

Keine Antwort.

„Einer Laune, einer Idee wegen will Maria meinen speziellen Wunsch nicht erfüllen?“

Sie blickte ihn liebevoll an.

„Ich gehe, Papa,“ und wandte sich langsam um.

Als sie einige Schritte von ihm entfernt war, rief er sie zurück.

„Maria,“ sagte er und legte seine Hand auf ihr Haupt, „Maria, du bist ein gutes Kind, und wenn der Segen eines Vaters etwas über dein Schicksal vermag, dann mögest du dein ganzes Leben hindurch glücklich sein.“

Er war allein, ganz allein in seinem schönen Garten, in seinem großen Hause, der sonderbare alte Herr. Er hatte alles hinausgeschickt; es war fast alles unheimlich stille ringsumher, und unheimlich war er selbst. Langsamem Schrittes durchwandelte er alle Räume vom Keller bis zum Söller und murmelte unverständliche Worte.

Auf seinem Studierzimmer angekommen, kam es wie ein „Ach!“ der Erleichterung über seine Lippen, doch gleich darauf fiel er schwer, wie ein gefälltter Baum, in seinen Rohrstuhl nieder.

Dann raffte er sich wieder empor. In seiner Rocktasche knitterte es; er zog den Brief daraus hervor, den er vor einigen Stunden so lange und nachdrücklich gelesen, den Brief, der die verworrene Idee, die längst in seinem Hirn gespukt hatte, klar und deutlich als ein gräßliches Gespenst ans Tageslicht brachte, den Brief, der nun sein Schicksal besiegeln sollte. Und dieser Brief war doch so harmlos, so unbedeutend! Er war von seiner in Köln verheiratheten Schwester und unterschied sich in nichts von den Briefen, wie sie Damen zu schreiben pflegen. Er lautete: „Lieber Bruder! Unsern Glückwunsch zu Helenens Verlobung hat Dir mein Mann in unser aller Namen bereits übersandt. Ob wir Dich eigentlich beglück-

wünschen, ob wir uns allen Glück wünschen dürfen über dies Ereigniß, über die Ehe einer Tochter aus dem Hause Berne mit einem Protestanten, wir wissen es nicht. Doch Niemand kann es ändern, Du kannst es nicht, wir alle können es nicht. Das wollte ich Dir eigentlich sagen, lieber Bruder, denn aus Deinem Schreiben spricht eine tiefe Verstimmung; sich in das einmal Gegebene mit Würde schicken und es von der besten Seite auffassen, ist Lebensweisheit. Ist die anfängliche Antipathie einmal überwunden, so wird es dem klaren Sinn gar bald einleuchten, daß alles doch so schlimm nicht ist. Die Hauptsache, daß Helene katholisch bleibt, daß die Kinder katholisch werden, steht ja unangetastet da, also brauchst Du Dir nicht zu sagen, daß ein unechtes Reis auf Deinen Stamm gepfropft wird.

„Hätte man derartiges nur ahnen können, ich hätte Helene nicht so dringend eingeladen, uns im vorigen Jahre auf unserm Gute zu besuchen, denn Du wirst es längst wissen, da — wir hatten damals mehrere Wochen hindurch Einquartierung — da hat sich ja das Liebesverhältniß zwischen Helene und Steinach angesponnen. Unsere Klara hat, wie sie mir jetzt eingesteht, die Vermittlerin spielen, *postillon d'amour* und dergleichen sein müssen. Aus welch' einfachen Lebensfäden sich doch manchmal die seltsamsten Knoten bilden müssen! Sie wohnen Beide in derselben Stadt und müssen sich bei uns finden!

„Doch ich muß schließen, ich habe mich bereits in die Thatsache, die mich erst frappirte, ganz gefunden, und, wie gesagt, auch Du, mein lieber Bruder, ziehe nicht die Stirn in so krause Falten; Du kannst nicht alles nach Deinem Sinne modeln. Du bekommst einen stattlichen Schwiegersohn, wenn's auch ein Offizier ist, Helene wird glücklich; schöne Enkel stehen bei einem solchen Paare wohl auch in Aussicht, — Herz, was begehrt du mehr? Komm bald einmal nach Köln, sonst komm' ich zu Dir, um zu beurtheilen, wie Du die treuen Rathschläge befolgt hast von Deiner Schwester

Elije.“

Starr sah der alte Herr auf dies vor ihm ausgebreitete Schriftstück nieder. Seine Augen schienen sich in den Satz: „Schon vor einem Jahre hat sich hier das Liebesverhältniß angesponnen,“ einbohren zu wollen.

## Drittes Kapitel.



löblich stand er auf, ballte den Papierbogen in einen Knäuel zusammen, zerriß die weiße Rose, die er mit dem Briefe aus der Tasche gezogen, in kleine Stückchen, die er auf den Boden streute, und schritt dann mit wilden, umher rollenden Blicken in seinem Zimmer auf und nieder, wie ein Löwe in seinem Käfig.

„Ja, es muß sein, diese letzte Täuschung ertrage ich nicht; . . . sie soll wenigstens die letzte sein. Ich habe all mein Glauben und Hoffen und Lieben auf dies Kind gerichtet, all meines Herzens Kräfte; — ich habe Alles eingesetzt und Alles verspielt. Und was ich mir, meiner gekränkten Seele, heute versprochen, das halte ich; ich bleibe mir selber treu.“

Und auf und nieder schritt der alte Mann in seinem Zimmer, in das die Sonne ihre Strahlen sandte, um dessen Fenster die letzte langlockige Gyzinna schwankte, und murmelte unaufhörlich: „Es muß sein, es muß sein!“

Er sah nicht der Sonne Liebesgruß, er hörte nicht der Glocke fromme Stimme von der nahen Kirche, er schaute nicht in das sanfte Antlitz seiner früher verstorbenen Frau, deren Bild dort über dem Schreibtisch, mild lächelnd, auf ihn niedersah: er hörte nur seines Herzens stürmisches Pochen und wiederholte ohne Unterlaß: „Es muß sein!“

Da machte er Halt vor seinem Schreibtisch. Haben die Augen der Mutter seiner Kinder ihn zur Besinnung gebracht?

Nein, er ergreift ein Buch. Es ist noch neu, gestern erst von der Post gekommen, und mit großen Lettern steht darauf geschrieben: Schleyers Bolapük (Weltsprache). Bis spät in die Nacht



hinein hat er darin gelesen, hat sich beim Morgengrauen erst auf sein Bett geworfen, um kein Auge zu schließen.

„Auch dies mein Arbeiten umsonst,“ sprach er, indem er stillstehend das Buch in seiner Hand wog. „Umsonst! Nauch, wie Alles, was ich gethan und gewollt habe. Dies Werk steht dem meinen an Gründlichkeit nicht nach, an Leichterlernbarkeit ist es ihm voraus, und — was die Hauptsache ist, — es erblickte mehrere Jahre vor dem meinen das Licht der Welt. Ich trete zurück, und mein noch ungeborenes Kindlein soll mit mir sterben!“

Und mit einem graufigen Lachen begann er, Schubladen und Gefächer zu durchwühlen und erst einzelne Papiere, dann ganze Hefte dorthin zu tragen, wo vor dem Ofen sich eine ziemlich umfangreiche Blechplatte befand.

„Wozu sollte es auch dienen,“ murmelte er, als er, die Arme ineinander geschlungen, vor diesen Berg Papiere sich hinstellte. „Confusion in die Welt hinein zu bringen und dadurch die Idee, die mich beseelte, zu vernichten. Nein, wo eine annehmbare Weltsprache bereits existirt, kann eine zweite bloß vom Uebel sein.“

„Es ist vorbei!“ Er ging wieder im Zimmer umher und fuhr mit den Händen in der Luft herum. „Alles vorbei! Umsonst gelebt! Umsonst gestrebt! Umsonst geliebt, gehegt und gepflegt, und nichts geerntet als Dual und Geistesplage! Alles umsonst! Wozu noch leben? Es ist ja doch nur Schaum, der durch die Erregung unseres Herzens und Hirnes für kurze Zeit Leben erhält. Also ist Alles, genau besehen, nichts und null, und du selbst bist eine Null, eine Null im öffentlichen Leben, eine Null in den Kreisen des Wissens, eine Null im Herzen deiner Kinder, . . . . o weh, eine Null für Helene! Sie alle können ganz gut fertig werden ohne dich. Wozu noch leben? Es ist am besten zu sterben.“

\*

\*

\*

Die Sonne war schlafen gegangen.

Dem schönen Tage folgte kein schöner Abend. Nein, ein rechter Herbstabend, wenn die Nebel über Flur und Wasser wallen wie bleiche Schemen, wenn der Wind leise klagend durch die fast fahlen Nester pfeift und in dem rothen Laub raschelt, wenn Alles von Tod und Vernichtung zu sprechen scheint.

Maria kehrte heim. Sie nahm den zwar beschwerlichen, aber kürzeren Weg am Flusse vorbei und beflügelte, von bangen Gefühlen

getrieben, ihre Schritte, so sehr sie nur konnte, denn sie war länger aufgehalten worden, als ihr lieb war.

Die Luft war so dick. Der Nebel hing schwer und feucht an ihren Kleidern und an ihrer ganzen müden Gestalt; besonders über dem Wasser lagerte er sich in dichten Massen, und wallte und wogte, daß es ausseh, als stiegen aus den Wellen siedendheiße Dämpfe empor. Die Eilende hatte nicht acht darauf, aber es mehrte doch ihre Beklommenheit, und sie athmete freudig auf, als sie das Gartenpörtchen erreicht hatte.

Sie eilte dann dahin durch die so bekannten und nun im Dämmerlichte plötzlich so unheimlich gewordenen Laubgänge des Gartens, wie ein vom Hund geheßtes Wild, denn ihr war, als jagten tausend Sputzgestalten hinter ihr drein.

Da — sie machte Halt wie erstarrt, und ihr Blut floß wie auf einen Punkt zusammen, ein heller Schein im Zimmer des Vaters! — Das war kein Lampenlicht, durch's offne Fenster nahm' sie's deutlich wahr, das war zuckende, lodernde Flamme. . . .

Einen Augenblick nur wahrte ihr Erstarrtsein; sie stürzte vorwärts, sie riß die Thür auf, sie stürmte ins Haus hinein, die Treppe hinauf, da, sie war kaum auf den ersten Stufen, da dröhnte ein Schuß. — — — — —

Sie stand auf der Schwelle von ihres Vaters Zimmer, bleich wie ein Marmorbild. Mit einem Blicke überschaute sie die Sachlage. Dort auf der Blechplatte vor dem Ofen flammte es empor; dort brannte ein Haufen Papier, und dicht daneben, so dicht, daß die gierige Flamme fast seine Kleider beleckte, lag er, dessen Leben, dessen beste Kräfte und Gedanken mit diesen Blättern zu Grunde gingen. Mit Kopf und halbem Oberkörper noch auf dem Sitze seines Sessels, von dem er heruntergeglitten sein mußte, lag er da, bleich und blutig, doch, Gott sei Dank! noch leise stöhnend.

Maria sah das Schreckliche. Sie weinte und wehlagte nicht; doch mit einem Blick, den sie nach oben schickte, drang ein mächtiger Schrei um Erbarmen aus ihrer Seele.

„Allmächtiger, um Deiner unendlich großen Liebe willen verlaß ihn nicht, verlaß ihn nicht in diesem Augenblicke! Nimm mein Leben, nimm alles weg von mir, schick' mir die allergrößten Strafen, nur rette seine Seele und laß sie nicht mit schwerer Schuld beladen vor Deinen Richterstuhl treten.“

So sprach Maria's Blick, so war ihr erster Gedanke, als sie dem furchtbaren Unglücke in's Angesicht schaute.

Sie warf ihren feuchten Mantel über die flackernde Flamme und einige schwere Bücher darauf. Dann kniete sie bei ihrem schmerzlich ächzenden Vater nieder.

„Großer Gott! sterben! auf dem Punkte, aus diesem Leben in das andere hinüberzuseiden und nicht beichten, — nicht sein Gewissen von der schweren Schuld entlasten können!“

Ihr Herz war wie erstarrt bei diesem Gedanken, doch alsbald richtete sie das in die Hände gesunkene Haupt wieder empor. —

Genügte nicht ein Augenblick der Gnade, um die Liebesreue wach zu rufen und dadurch auch ohne Beichten Verzeihung der Sünde zu erlangen? — Und lag es nicht auf der Hand, daß der Vater in unzurechnungsfähigem Zustande die grause That verrichtet? O, der arme, arme liebe Vater! —

Das Blut sickerte unaufhörlich aus der linken Seite heraus.

Der Vater schien in's Herz getroffen zu sein. Sie preßte ihr Taschentuch davor, als müsse sie so dem Blutstrome Einhalt gebieten, und hielt es noch davor, als es bereits ganz von Blut getränkt war, als das warme Herzblut ihres Vaters über ihre Hand rieselte.

Sie holte das Sopalissen, das Rissen, welches Helene ihm zu seinem letzten Namenstage gestickt hatte, herbei und versuchte, ihn sacht auf die andere Seite zu legen, weil sie hoffte, dadurch das Herausfließen des Blutes zu verhindern. Bei dieser Bewegung schlug er die Augen auf. O, welcher ein unsäglich schmerzvoller Blick!

„Papa, liebster Papa!“ schluchzte die über ihn Gebeugte, und ein Strom von Thränen floß aus ihren Augen, und seine Wimper zuckte, als die heißen Zähren seine Wangen berührten. Aus ihrem Busen riß Maria ein Kreuz. Es war von Holz, groß und schlicht, ihre Mutter hatte es in den erkalteten Händen gehalten, als Gottes Engel ihre Seele in den Himmel trugen.

„Papa!“ flehte die fromme Tochter und hielt ihm das Kreuz vor die Augen, „Papa! hier ist Mama's Sterbekreuz, nicht wahr, ich darf es auch in Deine Hände legen?“

Er ächzte und sah sie an mit einem langen, tiefen Blick und schloß die Augen wieder.

Und sie, nur dies eine fühlend, daß diese Momente entscheidend seien für eine Ewigkeit voll Glück oder voll Qual, faltete die Hände und flehte Gott und die Mutter des Erlösers und alle Heiligen des Himmels um ihre Hülfe an und schloß mit dem

Gebetchen, das sie in jeder Noth empor sandte. „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder, jetzt und in der Stunde unsers Todes. Amen.“

Und wie ein Engel des Lichtes, der mit dem Fürsten der Unterwelt um die Seele streitet, hub sie wieder an: „O Papa, nimm dies Kreuz! der liebe Heiland ist für uns am Kreuz gestorben; damit wir ewig selig werden, hat Er so unsäglich viel gelitten, und eine einzige reumüthige Bitte um Vergebung genügt, um uns, und wären wir noch so schuldbeladen, der Verdienste seines Todes theilhaftig zu machen. Solch ein einziger Ruf um Erbarmung hat dem Schwächer das Paradies geöffnet, es war vielleicht eine halbe Stunde vor seinem Tode. O Papa, ich beschwöre dich, sieh dies Bild des lieben Heilandes an und denk' nur ein einzig Mal: „Mein Jesus, ich liebe Dich über Alles; mein Jesus, Barmherzigkeit!“ Dann wird deine Schuld getilgt, und der Himmel ist dein. Und du kommst zu Mama, und wir folgen auch bald nach, und es wird dort viel besser sein, als hier auf der Welt.“ —

So flehte sie und hielt dem brechenden Auge das Zeichen des Heiles vor und drückte es auf die bläulichen Lippen, — und die Lippen bewegten sich, als wollten sie etwas sagen.

Wer weiß, was es bedeuten sollte? Gott, der Allgütige, weiß es, Er hat das heiße Flehen des armen Kindes vernommen, Er, dem es ein Leichtes ist, den Strahl der Gnade in ein Herz zu senken.

Die Flammen waren längst erloschen und hatten nur ihren brandigen Geruch zurückgelassen. Durch das noch immer offene Fenster zog feuchter Nebelbrodem ein. Es war fast ganz dunkel geworden, nur das Mondlicht, welches hinter schweren Wolkendünsten matt durchschimmerte, beleuchtete mit halbem Glanze die furchtbare Verwüstung dieses Gemaches.

Und in diesem trüben Lichte kniete Maria neben ihrem auf dem Boden ausgestreckten Vater und weinte und betete still und schaute ihn an mit unsäglichlicher Liebe und unsäglichem Schmerze.

Da tönten Schritte auf dem Kieswege. Gott sei Dank, die Dienstmägde! Endlich Jemand, den sie zum Pastor und zum Arzte schicken konnte!

Hestig wird an der Schelle gerissen, gleich darauf flog die Hausthüre auf.

„Papa, Maria, Helene!“ schallte es durch das stille Haus. Ach, das war Gregor, der zwei Tage früher, als man erwartet hatte, in's Vaterhaus zurückkehrte.

Zimmerfort stöhnte der Sterbende, doch leise und leiser schon.

Die Zimmerthür ging auf, und mit den Lauten: „Gregor, — Papa!“ fiel Maria ohnmächtig nieder neben ihrem Vater, der bald darauf eine Leiche war.

\* \* \*

Und drei Wochen später, da waren die Fensterläden des Berne'schen Hauses wieder alle geschlossen.

Ist es der Sonne wegen? Nein, es ist ja im Monat November.

Sind seine Bewohner, von der Erinnerung an jenen Schreckensabend vertrieben, ausgezogen oder verreis't?

Ach nein, und doch ja, eins von den Kindern des Hauses ist ausgezogen, verreis't auf Nimmerwiederkehr. Maria ist gestorben. Und darum schließt das Haus dem Lichte seine Augen, es beherbergt wiederum eine Todte.

Maria's schwacher Körper war nicht im Stande, die Aufregungen jener Stunde, in welcher sie allein und hilflos bei dem sterbenden, durch eigene Hand gefallenen Vater gekniet, zu überwinden. Ein heftiges Nervenfieber zehrte schnell alle ihre Kräfte auf und legte sie dann sanft und friedlich dem Tode in die Arme, daß er sie in ein besseres Land hinübertrage.

„Heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder jetzt und in der Stunde unseres Todes!“ flüsterten ihre Lippen leise, Helenens horchendem Ohr kaum vernehmbar, dann legte sie sich auf die linke Seite, das Köpfchen auf die aufeinander gefalteten Hände und schlief ein, wie ein müdes Kind.

Und so lag sie nun im Sarge, über und über mit Myrthenkränzchen in dem welligen Haare, ein mildes Lächeln auf den Lippen, den Rosenkranz in den wachsbleichen Händen, ein Bild von rührender Lieblichkeit.

Im Leben war Maria nicht schön, nicht anziehend gewesen, doch sie war es im Tode.

Jeden, der die sanfte, stille Leiche sah, überkam es wie Rührung, und Helene saß bei ihr, Stunde auf Stunde, und ließ da ihrer Seele erzählen von dem glücklichen Frieden, der von dem Antlitz ihrer Schwester in süßen Tönen redete.

## Viertes Kapitel.



edoch Wochen und Monde wechseln und mit ihnen die Empfindungen des Menschenherzens.

Helenens Seele, von dem doppelten Verlust tief niedergebeugt, erhob sich allmählich wieder; die Jugend und die Liebe machten ihre alten Rechte geltend und thaten ihr bestes, jeden Schatten von ihrem schönen Antlitz wegzuwischen. Wohl blieb der Grundton ihrer Seele noch immer ein schwer-  
müthiger Ernst, doch ihre Liebe zu Erwin Steinach

ließ sie wieder voll Hoffnung und freudigem Interesse in die Zukunft blicken.

Ja, von Tag zu Tag ward ihre Liebe glühender, klammerte sie sich mehr an dieselbe an. Erwin war ja nun ihr Ein und Alles, der einzige, den ihre Seele umfaßte, er mußte ersetzen, was sie in letzter Zeit Bitteres vom Schicksal erfahren.

Zwischen ihr und dem aus Afrika heimgekehrten Bruder herrschte wohl geschwisterliche Eintracht und Liebe, aber keine Zärtlichkeit. Zu lange hatte er fern vom Vaterhause gewohnt, zu fremd war er ihr geworden und — ihrem Verlöbniß mit Erwin Steinach zu wenig zugeneigt, als daß diese beiden übrig gebliebenen Kinder des Hauses durch den gemeinsamen Verlust voll und ganz ihr Zweimandergehören hätten empfinden können.

Es war Ende Januar.

Auch das kleine Flüsschen, das sonst so munter seine Wellen an den bewaldeten Abhängen vorbei rollen ließ, hatte der strenge Winter in Bande geschlagen, und wo sonst so weich die Welle murmelte und das Ruder plätscherte, starrte jetzt eine todte Eisfläche.

Doch nein, nicht todt; war kein Leben in ihr, so war desto mehr Leben auf ihr, junges, echtes, frohbewegtes Leben; — wie

es sich vor einem halben Jahre im Rahn hier geschaukelt hatte, so tummelte es sich jetzt hierherum auf Schlittschuh und in Schlitten. Alles lief und lachte und jauchzte und plauderte, denn die traurig waren, die kamen nicht leicht hierher. Hell schimmerten die Uniformen der Offiziere im Strahl der Wintersonne, weit leuchteten sie zwischen den andern dunklen Gestalten hindurch; die Söhne des Mars waren ja auch unter Allen die gewandtesten und stolzesten.

Zwei unter ihnen jedoch trennten sich von dem fröhlichen Treiben, schnallten ihre Schlittschuhe ab und gingen heim.

„Wie ich dir sage, Erwin,“ begann der Eine, „du weißt, ich bin dein Freund, und dein Glück ist mir so werth wie das meine. Und ich wiederhole es, du wirst ein unbefriedigtes, verfehltes Dasein führen, wenn du deiner Braut zuliebe deine Carrière aufgibst.“

„Ich habe es von mir selbst und Andern schon sattfam gehört,“ murkte der andere und blickte finster in die Weite und strich sich über die Stirn, wie einer, der mit sich selbst nicht fertig werden kann.

„Ja, es ist nur eine Stimme im ganzen Regimente, daß es Sünde und Schande wäre, den besten Offizier diesen Weg wandeln zu sehen. Denk' an deine Stellung, Erwin, denk' an deine Fahne, wie kannst du so schwach sein, sie einer Frauenlaune wegen aufzugeben?“

„Warum zwingt man mich auszutreten, da ich ein katholisches Mädchen heirathen will?“

„Nicht, daß du die Katholikin heirathest, sondern daß du die Kinder, deine Kinder, in ihrer Religion erziehen, sie der Landeskirche entfremden lassen willst, das ist es, was der Monarch von uns, von den Stützen seines Thrones, nicht dulden will, nicht dulden kann. Und beweist nicht eben der Umstand, daß die Katholiken dasselbe verlangen, die Berechtigung dieses Gesetzes? Und sind wir nicht weit toleranter, indem wir nur die Hälfte beanspruchen?“

„Toleranter? ja! Logischer? nein! Die Wahrheit muß das Ganze beanspruchen oder ihren Charakter verleugnen. Doch — bleib' mir mit philosophischen Erwägungen vom Leibe, mein Kopf ist ohnehin krank und wirr genug.“

„Wolle nur, Erwin, und es wird wieder klar. Fasse den Entschluß, ihr unverzüglich zu schreiben, auf deiner Forderung zu bestehen, und du sollst sehen, sie gibt nach. Sie, das schönste

Mädchen der Stadt, ist ja so grenzenlos verliebt in dich, als es nur solch einem Liebling des Glücks wie dir passieren kann. Ich weiß so bestimmt, wie ich weiß, daß ich jenen Sperling dort vom Ast herunterschließen könnte, daß sie dir nicht widerstehen kann. Sei ein Mann, Erwin, du bist ja sonst so muthig, trotz nun auch den Zornesblitzen, die ihre schwarzen Augen auf dich schleudern könnten; bleibe fest, und du sollst sehen, bald ist die Schwierigkeit überwunden, und du hast die schöne, reiche Braut und bleibst Offizier, was sogar, wenn mich meine Menschenkenntniß nicht trügt, der Phantasie des eleganten Fräulein Berne nur angemessen sein kann.“

„Ich habe es ihr versprochen,“ gab Erwin tonlos zur Antwort.

„Ei was, versprochen; so manch ein Wort wird im Glück der ersten jungen Jahre gesagt, dessen Wahrheit die spätern nicht beweisen. Noch ist es Zeit, noch kannst du's in Ehren thun.“

„Ich will's mir überlegen.“

„Ueberlege nicht zu lange; in einigen Tagen kehrt sie, wie du sagst, von ihrer Reise heim. Zum Schreiben kannst du Muth gewinnen, bei einer mündlichen Unterredung wird es viel schwerer sein.“

„Komme heute Abend zu mir, dann sollst du meine Entscheidung hören,“ sagte Erwin, und starrte träumerisch in die Büsche, die, als sie noch grün waren, so oft bei ihren Liebeschwüren gelauscht und im Winde das Haupt gewiegt hatten, damals, als sie beide, Helene und er, im Nachen fuhren, auf derselben Stelle, die nun sein Fuß betrat. Und er dachte an ihre Sternenaugen, an ihre schwellenden Lippen, an ihre süßen Worte, an den ganzen liebenden Ausdruck ihrer Züge, und sagte kein Wort mehr zu seinem Begleiter, bis sie das Ziel, die Thür seiner Wohnung, erreicht hatten.

Erwin Steinach war kein Mann von rascher That, er war eher ein sanfter Träumer, und er saß da lange, lange über den zierlichen Briefbogen gebeugt, die Stirn voll Falten und das Herz voll Sorge, ehe er die entscheidenden Worte niederschrieb. Es wurde Abend, und der Freund erschien in seiner Behausung.

„Sieh her, ich hab's gethan,“ ward er von Erwin gleich bei seinem Eintritt angeredet, „doch der Himmel weiß, und auch das Bild meines Vaters, das mich hier in der Stube hat auf- und niederrennen sehn, weiß es, wie schwer mir das Schreiben geworden ist. Nimm und lies!“ und er deutete mit dem Finger auf die



zweite Seite und schob dem Andern, der sich niedergelassen, den Brief und die Lampe zu. Dann lehnte er sich in die Sopha-Ecke zurück, stützte den Kopf in die Hand, blickte finster vor sich nieder und sprach halblaut:

„Wenn ich mir vorstelle, mit welchem strahlendem Lächeln sie diesen Brief empfangen wird, weil er von mir kommt, und mir dann vorstelle, wie ihr süßes Gesicht enttäuscht aussehen muß, nachdem sie ihn gelesen, so bin ich versucht, ihn in Stücke zu zerreißen, ehe er solch Unheil anrichten kann, denn der kleinste Gedanke, der ihre Seele kränkt, ist ein Unheil.“

Sein Freund blickte ihn groß an.

„Nein, ich thue es nicht, sei unbesorgt, ich lasse ihn ruhig abgehen; du selbst darfst ihn auf die Post tragen. Und doch gäbe ich lieber den kleinen Finger ab, als daß ich ihr wehe thäte. Aber ich thue es, um endlich Ruhe zu bekommen, Ruhe vor meinen Kameraden, meinen Freunden, Ruhe vor mir selbst, vor den Vorwürfen, die Tag und Nacht mich quälen. Helene kann nicht glauben, daß ich sie darum weniger liebe, sie muß mir verzeihen, muß mir diesen einen Wunsch gewähren, und ich will dafür in tausend andern Dingen ihr zu Willen sein. Hast du es wohl gelesen: „Ich habe es mir reiflich überlegt und ich muß darauf bestehen; ich habe es nach allen Seiten gewendet, ich kann nicht anders. Tag und Nacht habe ich keine Ruhe, ich fühle es, wo ich gehe und stehe, ich lese es in den Augen meiner Vorgesetzten und meiner Kameraden, daß ich etwas für einen Soldaten Unwürdiges that, indem ich aus Liebe zu dir jenes Versprechen gab. Nicht wahr, theuerste Helene, du liebst mich genug, um mir dies mein Versprechen und damit meinen Mannesmut und meine Mannesehre und die Achtung meiner selbst zurückzugeben? Ein ganzes Leben voll der treuesten Ergebenheit meinerseits und voll seligen Glückes für uns beide wird dir dies Opfer lohnen.“

„Es ist deutlich genug geschrieben, nicht wahr? — und doch, wird sie mein Verlangen billigen und bewilligen?“

„Wenn du davon nur halb so überzeugt wärest, wie ich, mein Lieber, würdest du dich nicht mit diesen Zweifeln quälen,“ sagte der Andere.

Sie löschten die Lampe aus, und die Stiege hinunter klrirten ihre Säbel und Sporen, denn der ältere Freund wollte Erwin durchaus nicht allein lassen; er nahm ihn mit sich in den Klub, um ihm, wie er sagte, die Grillen zu vertreiben.

Der Brief des Bräutigams an seine Braut, (es war der erste, der nicht lauter Süßigkeit enthielt,) wanderte in den nächsten Briefkasten.

Die Würfel rollten.

\*

\*

\*

Helene und Gregor weilten in Köln bei Tante Elise.

Das schöne, schwarz gekleidete Mädchen saß in dem hohen Lehnstuhl am Fenster und folgte mit ihren wundervollen Augen dem Tanze der Schneeflocken in der engen Straße.

Cousine Klara saß am Ramin und las, und die Tante ließ sich von ihrem Liebling Gregor seine Wandermappe zeigen und erläutern.

Durch das Schneegestöber schritt eine wohl vermummte Hünen-gestalt quer über die Straße dem Hause zu.

Das anscheinend leblos am Fenster sitzende Mädchen sprang auf. „Der Briefträger,“ sagte sie, und ein freundliches Roth bedeckte für einen Moment ihr bleiches Angesicht.

Klara sah von ihrem Buche auf, die beiden andern ließen die Wandermappe ruhen, alle drei schauten auf Helene.

Sie hielt ihn in den Händen, den Brief des Geliebten. Mit leuchtenden Blicken betrachtete sie die zierlich geschriebene Adresse, mit reizendem Lächeln las sie die überaus zärtliche Ueberschrift, lächelnd die erste Seite. Dann wurde der Ausdruck ihrer Züge ernster, dann preßte sie die Lippen fest aufeinander, und dann, als sie zu Ende war, drückte sie die Hand auf's Herz und schloß die Augen. Sie war bleich, furchtbar bleich geworden.

Die im Zimmer Anwesenden schauten sich mit fragenden Blicken an.

„Lest!“ sagte sie endlich auf ihre Frage mit heiserer Stimme und reichte ihnen den Brief. „O, ich habe es geahnt, gewußt aus dem Drucke, der den ganzen Tag auf mir lastete, daß wieder etwas Neues über mich hereinbrechen mußte! Nun ist das Maß voll!“

Und sie lehnte das Haupt in den Sessel zurück und saß da mit geschlossenen Augen, als müsse sie die ganze Tragweite des über sie gekommenen Unheils noch überdenken.

„O, es ist abscheulich, falsch, unredlich von ihm!“ brach Klara aus.

„Helene!“ hub Gregor an, und der stolze Mann kniete vor dem in dem Sessel zusammengesunkenen Mädchen nieder und faßte

zärtlich ihre beiden Hände; „die Entscheidung ist da, sei stark und muthig, meine Schwester. Ich habe es gefühlt, daß du zu Erwin Steinach nicht gehörtest, nicht mit ihm glücklich werden konntest, und jetzt, wo er sein heilig gegebenes Wort über Bord werfen will wie unnützen Ballast, jetzt zeigt es sich, daß du ihm dein Lebensglück nicht anvertrauen darfst. Nur zwei Dinge bleiben übrig, entweder du sagst „Nein!“ aber dann mußt du ihm entsagen, denn er würde nicht ruhen, bis er deinen Widerstand gebrochen, — oder du sagst „Ja!“ und das, Helene, das kannst du nicht. Du kannst nicht deinen Glauben, deine Religion ablegen wie ein Gewand. Was einmal als wahr in deiner Seele geschrieben steht, bleibt wahr, auch wenn es mit den stürmischen Wünschen deines Herzens im Kampfe liegt, und lässest du diesem die Oberhand, die unterjochte Wahrheit wird sich rächen. Und bringst du ihre Stimme zum Schweigen, durch allen möglichen Taumel, mag er Liebe, Vergnügen oder anders heißen, die Stunde naht, die bittere, wo diese Stimme mit furchtbarer Deutlichkeit an dein Ohr dringen wird, die Stunde des Leidens, der Noth und Reue, die Niemanden vorenthalten bleibt. Dann möchtest du zum Himmel schreien um Hilfe und kannst es nicht, du schaust dich um auf der Erde und findest Niemanden, denn Er, der deinem Herzen am nächsten steht, dein Gott, versteht dich hierin nicht, und von deiner Kirche, von ihr, der treuen Mutter all ihrer Kinder, von ihr hast du dich ja ausgeschieden, durch diesen Akt, der ihre Wahrheit und erhabene Stellung leugnet. O Helene, brich ihn ab, diesen Bund, der dich nur tief unglücklich machen kann; du kannst, du darfst dein kostbarstes Gut, deinen Glauben, nicht dahingeben für ein Gefühl, das, irdisch und menschlich wie es ist, vergeht wie die Blume, die heute lebt und morgen stirbt! — Und was ist es, was ist das ganze Leben denn gegenüber der ewigen Wahrheit und Glückseligkeit, die dereinst unser Wesen erfüllen und durchleuchten wird?“

Helene saß noch immer da mit geschlossenen Augen; es war unmöglich, zu beurtheilen, ob sie die Worte ihres Bruders vernahm oder nicht, so unbeweglich blieb sie dabei. Nur zu Anfang seiner Rede, als er harte Worte über Erwin gesagt, hatte sie ihm ihre Hände entzogen und die Arme über die Brust gekreuzt.

„Armes Kind,“ sagte die Tante, mitleidig die Hand auf ihren Kopf legend, „du leidest viel, aber du darfst seinem Begehren nicht willfahren. Denk' an deinen Vater, er hat dich so unsäglich

geliebt, er würde keine Ruhe im Grabe haben, sähe er seine Enkel protestantisch werden.“

„Und denk' an Maria's sanftes, seliges Sterben,“ schaltete leise Klara's Stimme ein.

„O meine Schwester,“ sagte Gregor, „er bricht das dir gegebene Wort, zerbrich auch du die unwürdigen Ketten und mache deine Seele frei. Papa und Maria habe ich verloren, als kaum mein Fuß die Heimath betrat; laß mich nicht auch dich verlieren durch eine Schmach, die mir fast schmerzlicher wäre, als der Tod!“

Da richtete Helene sich aus ihrer Stellung empor, stand auf, blickte mit großen Augen im Kreise umher und sagte:

„Was macht hr nur so viele Worte! ich denke ja gar nicht daran, seinem Verlangen zu willfahren, meinem Glauben untreu, protestantisch zu werden. Ich will mich jetzt auf mein Zimmer zurückziehen.“ Mit stolzen Schritten ging sie zum Zimmer hinaus, und die Augen der Zurückbleibenden folgten ihr nach, bis sich die Thür hinter ihr geschlossen hatte.

Und als ihr leiser Tritt ganz verhallt war, da ballte Gregor seine Hand; auf seiner von der Sonne Afrika's gebräunten Stirn zogen sich die Falten wie düstere Wolken zusammen, und aus den Augen zuckte es wie Wetterleuchten. „O, wie es in mir gegährt und gekost hat, und ich mußte meinen Gefühlen doch Zwang anthun in ihrer Gegenwart!“

„Gregor,“ mahnte die Tante und legte ihre Hand auf seinen Arm.

„Ja, glaub' nur, Tante Elise, ich habe gelitten; seit meiner Heimkehr hat es unaufhörlich an meinem Herzen genagt. Jahrelang irrte ich in der Fremde umher, lernte Länder und Völker kennen, fand überall dieselben Menschen, fand nirgends Ruhe und sehnte mich zuletzt mit aller Kraft meiner Seele zur Heimath, zum Vaterhause und den Meinigen zurück. In wie trauten Bildern habe ich mir nicht unser Zusammenleben ausgemalt! Und was geschieht? Mein Vater stirbt im Augenblicke, wo ich die Schwelle betrete, und wie? du weißt es; ich wäre unfähig, es zu wiederholen; Maria folgt, ein geknicktes Blümchen, ihm nach in's Grab; Helene ist mir entfremdet durch ein Gelöbniß, welches mir unverständlich ist. — Alles ist mir fremd geworden, — ich stehe allein; was hält mich hier noch zurück? Doch so oft mir der Wunsch, den Wanderstab zu ergreifen, auch nahe trat, der Gedanke an Helene, ein mir selbst räthselhafter Widerwille gegen ihren Bräutigam, hielt

nich davon ab. O, ich kenne diese Kaste; nirgends soviel Hohlheit, soviel Ueberhebung als in ihr; mein Vater fühlte so, und ich nicht minder deutlich. Wie oft hat's in meinem Herzen gegerollt wie ein Gewitter, aber ich habe geschwiegen. Nun ist es da. Sein Wort, sein Ehrenwort, er betrachtet's als Tändelei, als Kinderpiel; weil er sich von seinem Degen, von seiner schmucksitzen Uniform nicht trennen kann, verlangt er, daß seine Kinder protestantisch werden, verlangt er, daß Helene ihre Seele aus Liebe zu ihm in's Verderben stürze. Und diesem Menschen konnte Helene ihre ganze Liebe zuwenden! Sagt sie „Ja“, gibt sie seinem Verlangen nach, — dann betrachte ich als zerrissen für immerdar die Bande, die mich an die Heimath knüpfen; ich verlasse Deutschland und verlasse Europa und bleibe für mein Leben lang verschollen!“

Er war immer erregter geworden und ging mit großen Schritten auf und ab. Dann fuhr er fort: „Zeigt sie sich hingegen als das, wofür ich sie halte, und was auch ihre Worte andeuteten, als das starke, treue Mädchen, das auch dem heißesten Gefühle ihre Ueberzeugung nicht zum Opfer bringt, dann will ich im Stillen diesen unseligen Brief segnen, weil er sie trennt von einem Menschen, dem ich sie nicht gegönnt hätte. Sie wird doch glücklich werden, hat sie's nur einmal überwunden, ebenso wie wir unsere Liebe sterben sehen und später doch wieder fröhlich sind. Aber daß sie in ihrer Ehe mit einem Andersgläubigen hätte glücklich werden können, glaube ich nimmer; es müßte daraus entweder ein geheimer Schmerz oder Unfriede, oder eine laue Oberflächlichkeit entstehen, die eine so groß und warm angelegte Seele, wie die Helenens, unbefriedigt lassen muß.“

Er hatte immer schneller gesprochen und stürmte nun mit einem „Adieu, ich muß in's Freie!“ zur Thür hinaus.

\* \* \*

Auch zu Erwin trat das Verhältniß in Gestalt eines Briefträgers, der ihm auf der Straße begegnete. Mit zitternder Hand barg er das Schreiben seiner Braut in seiner Rocktasche, an seinem klopfenden Herzen. So zaghaft war er noch nie gewesen, als jetzt, da er das Siegel erbrach.

Er las. Es flimmerte ihm vor den Augen. Wie ein Gespenst tanzte sie vor ihm auf und nieder, jene Stelle, welche all seinen Hoffnungen den Todesstoß gab.

„Und verlierst du durch dein Versprechen Mannesmuth und Mannesehre und Achtung vor dir selbst, Erwin, so müssen wir uns trennen. Ich kann nicht anders, Gott helfe mir. Du bist frei! — Wir müssen zu vergessen suchen. Ich sage dir Lebewohl unter tausend Thränen!“

Noch immer stand Erwin wie erstarrt, den Brief in der Hand. Plötzlich sprang er auf. Er eilte zum Telegraphenamte.

„Ich muß dich noch einmal sprechen; bestimme, wann und wo?“ so klang es wie der Angstschrei eines todtwunden Herzens nach Köln.

Und die Antwort, die zurückkam?

Sie ließ nicht lange auf sich warten. Kurz und kalt: „Bin nicht mehr zu sprechen für dich.“ Das war Alles.

Bleich, doch gefaßt, nicht zitternd steckte Erwin Steinach dieses Papier, welches seine letzte Hoffnung vernichtet hatte, wiederum in seine Rocktasche, wo vor zwei Stunden noch Helenens Brief geruht hatte. Er wußte nicht, daß nicht sie, nicht seine liebende Helene jene Antwort abgefaßt hatte. Sein Telegramm war, da sie leidend war, an ihren Bruder abgegeben, der gerade allein unten im Hause anwesend war, und dieser hatte voll leidenschaftlicher Erregung und um aller Unbestimmtheit ein Ende zu machen, jene Worte, nicht ahnend, welches Unheil sie anrichten würden, in Helenens Namen erwidert.

Helene hatte ihm und der Tante feierlich erklärt, daß sie ihr Verlöbniß mit Erwin abgebrochen; sie trug den Verlobungsring nicht mehr am Finger; demzufolge hatte Gregor gedacht, es sei am besten so.

Erwin besuchte an diesem Tage fast alle seine Freunde und Bekannten, schenkte diesem seine Photographie, verehrte Jenem ein anderes Andenken. Abends im Klub war er fast ausgelassen munter, von einer tollen Idee zur andern überspringend, wie ihn seine Kameraden sonst nie gesehen hatten.

Spät in der Nacht warf er sich auf sein Lager nieder und schlief, von Müdigkeit übermannt, ein. Doch er schlief einen ruhelosen, unerquickenden Schlaf. Der Mond, der bleiche Wächter der Nacht, der mit leuchtender Stirn am klaren Winterhimmel stand und über die phantastischen Eisblumen, welche der Nordwind an das Fenster malte, seinen Funkenregen streute, sah, wie heftig er mit den Händen in der Luft herumfuhr, wie oft er sich im Traume aufrichtete und unverständliche Laute murmelte. Er, der stille,

verschwiegene Freund aller Liebenden, sah es: „Du armes zerrissenes Menschenherz!“ sagte ein freundlicher Strahl, und wie lieblosend fuhr er über die kalte Stirn des jugendlichen Schlafers und erzählte ihm von vergangenen seligen Stunden. Erwin Steinach schien beruhigt und lächelte im Traume. Frühzeitig am Morgen erhob er sich, es war noch dunkel, und sein theilnehmender Freund, der Mond, stand noch am Himmel und sandte sein sanftes Licht schräg durch die menschenleeren Straßen.

Erwin Steinach ging nicht aus an diesem Morgen. Er setzte sich an den Tisch und schrieb Briefe, einen nach dem andern. An seine Mutter einen, einen an seinen Busenfreund, einen an den Obersten seines Regiments und darein legte er, „durch den Adjutanten zu überbringen,“ einen an Helene. Es war ungefähr Mittag, als er mit dem Schreiben fertig war.

Da übergab er seinem Burschen Heinrich die beiden für auswärtis bestimmten Briefe, damit er sie auf die Post trage; den für seinen Borgesezten mit der Einlage für seine Braut legte er, nachdem er mit fester Hand in großen Zügen die Adresse geschrieben hatte, auf den Tisch.

Nun begab er sich in sein Schlafzimmer, holte seine Gala-Uniform aus dem Schranke und machte vollständig Toilette vor dem Spiegel, ohne auch nur eine Kleinigkeit zu vergessen. Da stand er nun fix und fertig in seinem besten Staat, als müsse er vor seinen Kaiser treten, als ginge er zur Trauung, oder als warte seiner irgend ein anderer wichtiger Moment des Lebens. Er betrachtete lange Zeit das schöne Bild stolzer Männlichkeit, welches ihm aus dem Spiegel entgegenleuchtete, und ein schwerer Seufzer hob seine Brust. Gewohnheitsgemäß mit der Hand seinen prächtigen Vollbart streichelnd, senkte er das Haupt und wandte sich schweigend ab.

Er sah nach der Uhr: — Es waren noch 10 Minuten vor Zwölf. „Es ist Zeit!“ murmelte er, „wenn die Mittagsglocke läutet, dann — dann muß es geschehen.“

So legte er sich auf sein Bett, wie ein Held in voller Waffenrüstung, um — zu sterben.

Die Pistolen lagen an seiner rechten Seite.

Es war ein so klarer, heller Wintertag. Der blaue Himmel lockte, die Sonne lugte so neugierig herein und lachte so freundlich, als wollte sie dem müden Erdenpilger neue Lebenslust einflößen. Doch er dachte nicht daran, auch nicht an Helenens Strahlenaugen; er dachte an nichts mehr, was ihm sonst nahe lag. Die Tapete

schaute er an und urtheilte, daß sie alt und verblichen sei: er sah seine Sachen im offenen Kleiderschrank an und dachte, wer sie wohl tragen würde . . . . .

So stille war es ringsum; . . . . . er glaubte seinen Herzschlag, die wenigen Schläge, die diesem Herzen noch gegönnt waren zu hören. Er hörte die Uhr in seiner Tasche ihr Tick-Tack sagen. Und die Sekunden folgten sich unaufhörlich; es wurden Minuten daraus.

Die nahe Kirchenglocke begann: Ding, Ding, Ding, Ding; und wieder: Ding, Ding, Ding, Ding; und noch einmal so, und dann begann ein längeres Läuten. —

Erwin Steinach legte die Mündung der Pistole an seine Stirn; ein Rauch, ein Knall, — die Hand sank zurück; — er war todt; er hatte gut getroffen.

Und noch immer läutete in der Kirche nebenan so friedlich die Aueglocke. Die Katholiken, die sie hörten, entblößten ihr Haupt, beteten den „Angelus“ und sagten zum Schluß: „Herr, gib den armen Seelen die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihnen; laß sie ruhen in Frieden. — Amen.“





## Fünftes Kapitel.



Der Winter war vergangen, und der Mai, wann die Blumen sprießen und die Herzen glühen, zog wieder mit seinem Blühen und Sehnen über Land.

Im Verne'schen Hause blieben die Fensterläden geschlossen; das Gesträuch im Garten trieb wilde, phantastische Ranken, und die Beete wurden nicht mehr mit Blumen bepflanzt. Nur Maiglöckchen, Reseda, Vergißmeinnicht und noch einige andere alte Getreuen thaten ihre Schuldigkeit, trotzdem die pflegende Hand fehlte, und sie brachten Lenzesfarbe und Lenzesduft in den schönen, stillen Garten hinein. Ja, stille war er, menschenleer. Die beiden Kinder des Hauses wohnten in der Fremde, und nur die alte Kathrine und der halbblinde Sektor hüteten die verwaiste Schwelle.

Gregor und Helene weilten in der Ferne. Dort, wo der stolze Lorbeer, die sinnige Myrthe und die ernstdunkle Cypresse zu Hause sind, weilten sie; sie waren in Rom.

In einem kleinen Klostergarten wandelte Helene auf und nieder. Das schwarze, schmucklose Gewand hob ihre stolze Gestalt und den ganzen Adel ihrer Erscheinung vortheilhafter hervor, als die ausgefuchteste Toilette dies vermocht hätte. Die leidende Blässe ihres Angesichts, der ganze Ausdruck ihrer Haltung und ihrer Züge machte sie rührend und hoheitsvoll; und wie sie nun still stand vor der hochroth blühenden Granathecke, die herrlichen schwarzen Augen tief in den Glanz der untergehenden Sonne senkend, schien sie mit ihren klassischen Zügen Zoll für Zoll eine Römerin, aber keine sinnliche, liebeglühende. —

Eine tiefdunkle Wolke kam und barg den Sonnenball in ihren Schooß, und um den Saum der Wolke wallte und wogte

eine solche Fluth von goldnem Licht, daß sie es nicht allein für sich behalten konnte; bald erglühten all die kleinen, hellen und dunklen Wolken, die vereinzelt im Aether herumsegelten, daß es aussah, als wären es lauter Eilande voll goldig schimmernden Schnee's.

Und den ganzen westlichen Himmel entlang fluthete der unbeschreibbar prächtig leuchtende Vorhang, dessen Glanz das Menschenauge wie magnetisch an sich zieht, daß ihm ist, als müsse es sich immer weiter aufthun, immer mehr von der leuchtenden Fülle in die Seele aufnehmen und zuletzt den Vorhang ganz durchdringen, um zu sehen, was dahinter liegt.

Auch Helenens Auge hing wie gebannt an dem feurigen Glanz, doch der Vorhang ließ sich nicht durchdringen; er bleichte immer mehr und mehr, und gar bald war's nur noch ein von bunten Farbentönen umrandetes Grau.

Die stille Beschauerin wandte sich um, und vor ihr stand Gregor, der sie schon einige Minuten schweigend beobachtet hatte.

Erfreut reichte ihm Helene die Hand; er ergriff sie fast ehrfurchtsvoll und drückte einen Kuß darauf. Seit der einzigen Schwester durch seine Schuld so unsäglich Bitteres widerfahren, war sein Benehmen gegen sie sehr verändert.

„Ich freue mich, daß ich dich diesen Abend noch einmal sehe, Gregor! ich habe dir Wichtiges zu sagen, und gerade jetzt ist meine Seele so gut dazu aufgelegt, wie noch nie; sie ist so weit und so weich.“

„O, so sage mir doch noch einmal das Wort, das ich jeden Tag von dir hören möchte; sage, daß du mir verzeihst, Helene.“

Sie senkte die langbewimperten Lider und versetzte nach einer Weile: „Ich habe es dir schon mehrmals gesagt, Gregor; laß es dir heute denn nochmal und für immer gesagt sein. Ich mache einen Strich durch Alles und Jedes; es sei vergeben und vergessen, und möge mir der Himmel so meine vielen und großen Schulden verzeihen. Du hast ja auch so viel gelitten, mein Bruder.“

Sie ließen sich nieder auf der am Rande des kleinen Wasserbeckens stehenden Bank, unter dem Magnolienbaum. Der stand im Beginne seiner Blüthe; schon manche seiner wundervollen, weißen Blumen öffneten die herrlichen, wie aus Wachs geformten Kelche und streuten ihren berausenden Duft durch die stille Abenddämmerung.

Im Wipfel aber sang so süß die Nachtigall. Die Geschwister schwiegen eine Weile und durchlebten in Gedanken auf's neue die vergangenen bösen Wochen und Monde.

Ja, sie hatten Beide recht viel gelitten . . . . .

Als die Kunde von Erwin Steinachs Selbstmord zu ihnen gedrungen war, und Gregor nicht umhin konnte, der durch ihn abgesandten Antwortdepesche diese furchtbare Wirkung zuzuschreiben, bekannte er, dem ihm innewohnenden Triebe zur Wahrheitsliebe und Offenherzigkeit getreu, unverzüglich seine That, obschon ihm dies eine empfindliche Demüthigung war und er sich sagen mußte, daß er sich dadurch den Haß seiner Schwester, allgemeinen Tadel und manchen Angriff auf seine Ehre zuziehen würde. Und als das Schreckliche, das er als unausbleiblich vorausgesehen, eintraf, weit schlimmer noch als er geahnt hatte, als Helene jedesmal bei seinem Anblick in einen Anfall von Raserei gerieth, als eine schwere Krankheit sie darniederwarf, Zrrsinn ihren so reichen Geist zu umnachten drohte, und sie in diesem Zustande mehrmals versuchte, auch sich ihren Lebensfaden gewaltsam abzuschneiden, — wie stiegen da die Selbstvorfürfe, die seit Erwins Tode ihn folterten, zu furchtbarer Höhe und zermarterten sein Herz und sein armes Hirn, daß es fast zu zerspringen drohte. Aber es zersprang nicht; er dachte auch nicht daran, seinem qualvollen Dasein ein Ende zu bereiten. Wie ein treuer Hund wachte er an der durch die Portièere getrennten Schwelle von Helenens Krankenzimmer, da sie ja seinen Anblick nicht ertragen konnte: er, der stolze, unabhängige Mann!

Ihn, der noch vor Keinem sich gebeugt, ihn beugte jetzt die eigene, wenn auch unfreiwillige Schuld. —

Allmählich wurde es besser mit Helene. Gregor kam wieder mit ihr in Berührung; sie zeigt ihm nur Verachtung. Er bemühte sich in der liebevollsten Weise um sie; sie behandelte ihn schlechter als den geringsten Diener. Und er ertrug es, ertrug es mit Sanftmuth, wengleich manchmal sein Herz zornig empor wallte und Feuer aus seinen Augen loderte; — er dachte an sein Verschulden und schwieg.

Ihr Beichtvater, der sie zuweilen besuchte und dem sie viel Verehrung zollte, war einst Zeuge davon; — — — von diesem Tage an ward es anders. Und es wurde von Tag zu Tag besser.

Gregor, in dem Bemühen, das zerrüttete Gleichgewicht in der Seele seiner Schwester so bald wie möglich wiederherzustellen, ging mit ihr auf Reisen. Sie gingen nach Rom. Sie waren dort seit

einem Monate. Die Nachtigall droben im Magnolienbaum hatte ihren Sang beendet.

„Und du fragst gar nicht, was ich dir Wichtiges mitzuteilen habe, Gregor?“

Er fuhr aus seinem Sinnen empor.

„Ich ahne es und . . . . .“

„Nun, und?“

„Ich möchte dich zurückhalten davon.“

„O, warum? und ich, die ich so sicher auf deinen Beifall rechnete!“

„Du rechnetest darauf? O Helene, gab denn mein Verhalten dir gegenüber Veranlassung zu glauben, daß ich dich gern verlieren möchte?“

„Aber du möchtest doch gern, daß ich den Frieden fände. Er winkt mir hier, ist mir noch nie so nahe getreten wie hier, wo ich seinen frischen, belebenden Odem gleichsam an meiner Stirne fühle.“

„Noch nicht, fasse noch keinen so weittragenden Entschluß jetzt, da, durch den Nebel grausamen Leidens getrübt, dein Auge noch nicht klar die Verhältnisse und dich selbst durchschauen kann. Du wirfst dein Leben in die eine Wagschale, deinen Schmerz in die andere, und sieh, die Waage steht. — Wäge noch nicht, dein Schmerz wird leichter, dein Leben schwerer werden. Die Zeit vergeht, du wirst vergessen lernen.“

„Ich vergessen? Nie. — Und vergessen mag ich im Zeitlichen nicht, ich mag und vermag es nur im Schooße des Ewigen, wo sich alles Verlorene wiederfindet. Mein Herz hat durch sein stürmisches Lieben sich selbst und Andere elend gemacht; es soll für kein Geschöpf mehr erglühen. Mein Vater ist gestorben; — ich weiß es wohl — ich war mit Schuld daran, und in qualvoll durchwachten Nächten ist es heiß an mein Herz herangetreten, wenn ich es mir auch bei Tage nie gestanden habe. Erwin ist gestorben um mich, und ich sollte noch leben und mich freuen wollen? Ich will auch sterben, nicht körperlich; ich will nicht noch eine Sünde zu den andern thun; allein ich will mir selbst, meinem verkehrten „Ich“ absterben; ich will ins Kloster gehen und jeden neuen Tag als Opfer der Sühne auf den Altar der beleidigten Majestät Gottes niederlegen, daß Er mir verzeihe, mir und Papa und Erwin, und daß wir uns dereinst nach diesem kurzen, wüsten Lebenstraum

im Himmel wiedersehen! Was soll ich auch noch in der nur nach Freuden haschenden Welt? Sie ist ja längst todt für mich.“

Gregor schüttelte den Kopf.

„Hier bei den Schwestern vom guten Hirten will ich bleiben,“ fuhr sie wie verklärt fort. „Vom guten Hirten, hörst du Gregor? Der gute Hirt hat ja auch mich armes Schäflein heimgetragen zu Sich. Hier, wo den armen, durch Betrug und Liebeslust in Sünde und Schande gefallenen Mädchen, welchen die Welt schnöde die Thür weist, ein Obdach geboten wird, hier, wo die guten Schwestern, die reinen Seelen, sie erziehen und zur Arbeit anleiten, sie befähigen als geistig erneuerte Menschen wieder in das Leben zu treten, hier will ich dem Himmel mein Leben, meine Kräfte, alle meine Tage weihen!“

Mahnend, beschwörend und bittend klang des Bruders ernste Stimme in ihre Begeisterung hinein. „So gern und sicher ich dich auch geborgen wüßte unter dem friedlichen Dache eines Klosters, ich flehe dich an, noch nicht, Helene. Es gehört ein freies und ganzes Herz dazu; warte noch.“

„O, und ich glaubte, mit diesem Kleide all mein Vergangenes, so viel Eitelkeit, so viel Schuld, so viel Reue abzustreifen! Und ich sehne mich darnach! Doch, wenn du meinst, ich solle noch warten, — wie du willst, ich gehorche dir. Ich werde fortan ja immer gehorchen müssen.“

Die Blumen dufteten so süß; die Glocken vom Klosterthürmchen nebenan begannen zu läuten.

„Gute Nacht, Gregor!“ sagte Helene, „um neun Uhr werden die Thore geschlossen. Also morgen holst du mich ab zur Audienz beim hl. Vater.“

Er ging, und Helene schritt durch die kleine gothische Pforte in das Klosterkapellchen.

Still, feierlich still und fast ganz dunkel war es im Heiligthume. Die Flamme des ewigen Lichtes knisterte leise, und ein schmaler Strahl schlich an dem geschnitzten Holzwerk zur Decke empor.

Die dort Knieende überkam es wie ein heiliger Friede.

Und doch war es der Vorabend des 24. Mai . . . . .  
Hohe Bäume, buntprangende, süß duftende Blumen umstanden das Bildniß der Gottesmutter.

Und Helene dachte an den 24. Mai vor einem Jahre, und ihr Herz schauderte, aber selbst dies Schaudern beeinträchtigte seinen Frieden nicht.

In einem Jahr ein ganzes Leben durchlebt!

Damals voller Muth und Glück, gleichsam an des Lebens Schwelle; jetzt im Bewußtsein seiner Unzulänglichkeit und, im Hinblick auf das ewig Dauernde, dies Leben niederlegend auf den Opferaltar.

Aus dem tiefsten Herzen der stillen Beterin heraus ergoß sich ein Strom von Thränen und rieselte wie erquickender Thau von ihren Wangen und hinab auf die gefalteten Hände.

„Guter Gott, der Du hier auf dem Altare weilst, Du, an den ich glaube, auf den ich hoffe mit aller Zuversicht, nimm mein ganzes Leben als ein Opfer hin und ziehe mein Herz an Dich, Unendlicher, an Dich so fest, so ganz allein, daß es nichts anderes mehr verlangt. Ich habe viel gefehlt; vergib mir meine Schuld und öffne mir die Pforte zu Deinem Heiligthum. Hier will ich leben, hier will ich sterben, hier zu Deinen Füßen, in Deinem Dienste und im Dienste des Nächsten. Ich soll noch warten; ich will es thun, doch halte Deine Hand auf mein Herz; nimm mich als Deine Braut, und bin ich auch nicht werth es zu sein. Magdalena hast Du an Dein Herz genommen, — nimm auch mich, auch ich liebe Dich über Alles.

„Großer Gott, der Du Alles siehst, sieh auch mich hier zu Deinen Füßen. Du allein kannst mir helfen, — rette mich, rette mich vor mir selber. Höre mein Schreien; ich flehe zu Dir; laß mich geborgen sein in Deinem Frieden! O Du, der Du mich vor Verzweiflung bewahrt, aus meinem Stumpfsinn mich aufgerüttelt hast, o Du, der Du auf bitterer Blüthe die süße Frucht sich formen lässest, wandle meinen bitteren Schmerz und gib dem arg gequälten Herzen Deinen Friedensfuß. Ich ringe die Hände, ich rufe zu Dir, Du, der Du für uns gelebt und gestorben, neige Dich zu mir. Erbarmen, Erbarmen!

„Ich will mich prüfen; ich will Deiner Stimme lauschen. Nach drei Monaten will ich wiederkommen, und wenn dann noch immer mein Verlangen mich einzig und allein hierhin zieht, so will ich dies als ein Zeichen ansehen, daß Du mich gerufen hast!“

Drei Monate vergingen. Helene Berne, die stolze, gefeierte Schönheit, das leidenschaftliche geistreiche Mädchen, Helene Berne, die Schwergeprieste, klopfte an vor der stillen Klosterpforte.

Sie ging hinein und sehnte sich nie mehr hinaus. Sie ward ein thätiges, demüthiges Mitglied der kleinen Klostergemeinde; sie fühlte sich zufrieden und glücklich bei den sanften Schwestern vom guten Hirten, ihr Herz war todt, und ihr Name verschollen für diese Welt.







## ❖ II. Neouila. ❖

### Erstes Kapitel.



Die Bevölkerung Galiziens theilt sich vornehmlich in zwei verschiedene Nationalitäten; im Westen ist der polnische, im Osten der ruthenische Volksstamm vorherrschend; der eine ist römisch = katholisch, der andere griechisch = katholisch (unirt). Außerdem fällt noch ein anderer Typus in die Augen, das ist der Jude, zumal der orthodoxe Jude, der an den alten Sätzen und Gebräuchen bis zum Äußersten festhält, der den langen Raftan und die die Wangen entlang laufenden Schmachtklöden nicht verschmäht und dessen Frau dem falschen Scheitel und der Stirnbinde treu bleibt. — König Kasimir der Große, dessen Geliebte Esther eine Jüdin war, hat im Jahre 1340, um Handel und Gewerbe zu heben, die Juden in's Land gerufen, und seit jener Zeit haben sie sich sowohl des Handels, wie des Handwerks und zum Theil auch des Ackerbaues bemächtigt; trotzdem ist jedoch noch die Armut und Unsauberkeit unter vielen von ihnen eine sehr große. —

Hart an der russischen Grenze liegt Niwra, ein ostgalizisches Dorf. — Die mit Stroh gedeckten kleinen Bauernhäuser, die sich, ein Gärtchen zur Seite, längs der Landstraße hinziehen, sehen sauber aus und haben meist einen hölzernen Vorbau. — Am Eingang des Dorfes liegt das ruthenische, am Ausgang das römisch = katholische Gotteshaus, beide klein und schmucklos und von einem Kreis Linden umzogen.

Von der Fahrstraße aus führt eine Pappelallee zu dem abseits auf einer kleinen Anhöhe gelegenen Herrschaftshause, welches mit zwei Reihen blitzender Fenster gar stattlich herniederschaut. Alles, was man von dort überfieht, Feld und Wald rings in der Runde, ist Eigenthum des Gutsherrn Stanislaus Ritter von Konopski.

Heute, am letzten Faschingstage, machte sich eine nervöse Unruhe im ganzen Hause bemerkbar; die Dienerschaft rannte hin und her: der Hausherr gab ein glänzendes Costümfest. —

Die Mittagstafel, welche diesmal ausnahmsweise um ein, statt um fünf Uhr stattgefunden hatte, war zu Ende, und ein hoch aufgeschossener Knabe von etwa 15 Jahren trat auf die in den Garten führende Veranda hinaus. Er war in einen warmen Biberpelz gehüllt; denn wenn auch die Sonne freundliche Strahlen herabsandte, so war es doch noch Winter, und hoher Schnee deckte ringsumher Feld und Wald. Der Garten, und erst recht der an diesen anstoßende Park mit seinen weißen, glitzernden Bäumen, sah zauberhaft schön aus; aber nicht dieser war's, der den Jüngling den die Mauer entlang führenden gebahnten Weg einschlagen ließ. —

Am Ende desselben befand sich eine hölzerne Bank, welche er erklimmte und in den daran anstoßenden Nachbargarten hineinschaute.

Dieser war nicht groß und in sehr verwildertem Zustande. Borne, ganz dicht bei der Bank, stand ein halbzerfallenes Gartenhäuschen, welches nur der wilde Wein, der es von allen Seiten fest umklammert hielt, vor dem gänzlichen Einsinken schützte.

Das villenartige Gebäude im Hintergrunde trug nicht minder die Spuren der Verwahrlosung; die Fenster waren blind und vielfach gesprungen, eine Thür hing aus den Angeln, als wollte sie jeden Augenblick dem Schnee in die Arme sinken, und die drei Säulen vor dem Haupteingang, welche einstmals wohl einen Altan getragen haben mußten, starrten als Wahrzeichen einer früheren besseren Zeit auf die sie umgebende Dede hinab.

Hier hauste Nicolaus de Korys, ein herabgekommener ruthenischer Adeligler, und haderte mit dem Schicksal. —

Nicht zum niedern Adel, der hier zu Lande so reichlich vertreten ist, gehörte er; er war ein Knias (Fürst), ein direkter Abkömmling der ruthenischen Fürsten, die gegen das Jahr 1400 in Galicz am Dnisterflusse residierten. Seine Vorfahren hatten auf einem Throne gesessen, und er war nahe daran, sagen zu müssen: „Was soll ich anfangen? Arbeiten kann ich nicht und zu betteln schäme ich mich.“ —

„Neonila!“ rief der Knabe über die Mauer hinüber mit gedämpfter Stimme.

Sogleich öffnete sich die Thüre des Gartenhauses und ein etwa zehnjähriges Mädchen, welches sich zum Schutz gegen die Winterluft in ein großes, ehemals kostbares türkisches Tuch, dessen Zipfel sie durch den Schnee nachschleppte, gehüllt hatte, erschien auf der Schwelle.

„Ah, Stasiu,\*) du bist pünktlich, es hat gerade 2 Uhr geschlagen; hast du die Märchen mitgebracht,“ rief sie freudig aus, und flink wie ein Käzchen kletterte sie auf eine an ebender selben Stelle angebrachte Bank.

„Ja, und du darfst sie behalten; solches Zeug ist ja doch nichts mehr für mich; ich glaube nichts mehr davon,“ sagte er mit der überlegenen Miene eines jungen Burschen, der sich für zu groß und zu geschickt hält, um sich noch mit Kinderspielen und Kinderlektüren zu beschäftigen. Dabei holte er ein schön eingebundenes Buch aus der Tasche seines Pelzmantels hervor.

Hastig griff die Kleine darnach und betrachtete einige Augenblicke bewundernd das Titelbild. — „Hm! glauben daran, das thue ich just auch nicht mehr; — — es könnte zwar doch etwas wahr sein, die Englein z. B. sehen wir ebenso wenig wie die Feen, und doch sind sie da und thun uns viel Gutes,“ sprach sie sinnend und legte den Finger nachdenklich auf die Unterlippe.

Ein spöttisches Lächeln glitt über Stasiu's jugendliche Züge, in denen sich jetzt schon Stolz und Ehrgeiz aussprachen und eine gewisse Überhebung, die den Eindruck seines klugen und feingeschnittenen Gesichtes sehr beeinträchtigte. —

„Es ist natürlich, daß du so denkst,“ sagte er in überlegenem Tone, „du bist ein Mädchen, Mädchen und Frauen sollen gläubig und fromm sein, ein Mann aber soll lernen und wissen.“ —

Stauend sah das kleine Mädchen zu ihm auf: Stasiu kam ihr mit einem Male ganz fremd vor.

„Ja,“ fuhr er fort, „was mein Hofmeister weiß, das weiß ich schon fast so gut wie er; für die obern Klassen des Gymnasiums bin ich schon reif, in zwei bis drei Jahren habe ich auch diese hinter mir, und dann kommt die Universität. — Weißt du, Neonila, ich will dir ein Geheimnis anvertrauen,“ sprach er nun mit gedämpfter Stimme und schaute um sich, ob auch Niemand in der Nähe sei; — „wir ziehen fort aus diesem stillen Nest, entweder nach Wien oder Paris; ich habe gehört, wie Papa mit der Mama davon sprach.“ —

\*) Schmeichelname für Stanislaus.

Neonila faltete die kleinen Hände und sah betrübt zu ihm auf. —

„Du gehst fort, und ich bleibe hier, wo es ohnehin schon so einsam und traurig ist!“ Und zwei Thränen rollten die Wangen hinab.

„Ihr bleibt auch nicht immer hier,“ tröstete sie der Knabe, „ihr zieht vielleicht auch nach Wien. Wie schön wird das sein, wenn wir uns dort wiedersehen.“

„Nach Wien, nie,“ versetzte die Kleine und warf das Köpfchen, von dem die braunen Locken bis über die Schultern hernieder hingen, energisch zurück. „Wien, das ist ja, wo der österreichische Kaiser wohnt, und Papa liebt die Österreicher nicht.“

„O, ich weiß wohl, wen ihr Ruthenen liebt, aber wir Polen denken anders und hassen die russische Knute eben so sehr, wie ihr sie liebt,“ gab Stajiu hastig zurück.

„Wir lieben sie auch nicht; übrigens war meine Mutter eine Polin, und es ist garstig von dir, so zu mir zu sprechen,“ erwiderte die Kleine schmollend.

„Sei mir nicht böse, es war nicht so gemeint,“ begütigte sie der Knabe.

„So komme über die Mauer ein wenig zu mir in's Gartenhaus, denn hier wird's kalt; wir sehen in diesem Buche die Bilder durch, und du wirst sie mir erklären,“ versetzte sie.

„Ich kann ja nicht, meine Kleider werden reißen; schau, ich habe mein Costüm für heute Abend angezogen, um mich dir zu zeigen. — Klettere noch etwas höher.“ —

Wie ein Käzchen kletterte die geschmeidige Kleine hinauf, indem sie sich an den dort befindlichen Weinstock festklammerte, und hing nun dort in dem hellfarbigen türkischen Shawl und mit den darüber hinwallenden, mit einem grünen Seidenband zusammengehaltenen Locken wie ein bunter Sommervogel. —

Der Gegenstand ihrer Bewunderung war jedoch nicht minder bunt und sommerlich; als er jetzt den Pelzmantel zurückschlug, stand er vor ihr in der Tracht Ludwigs XIV., aus blau und rosa Atlas verarbeitet; nur die Perücke und die kurzen Schnallenschuhe fehlten noch, um das Kostüm zu vervollständigen.

Nachdem Neonila ihren Freund genugsam bewundert hatte, sprang sie auf die Bank zurück und sagte: „So etwas ist wohl schön, aber nicht für mich da. Das macht aber nichts, ich unterhalte mich ganz gut mit meinen Märchen. Doch ich bin

kalt geworden und muß in's Haus zurück. Behüt' dich Gott, lieber Stasiu! Komme morgen wieder und erzähle mir was! —

Mit diesen Worten lief sie eiligst fort, denn Stasiu sollte nicht sehen, daß sie weinte. Der Gegensatz zwischen seinem von Elternliebe und allen Genüssen des Reichthums umgebenen Leben und ihrem eigenen freund- und freudlosen Dasein trat ihr unwillkürlich nahe. Sie dachte an ihre todte Mutter und wie anders es sein würde, wenn sie noch lebte, und da mußte sie weinen. —

Neonila ging durch die Hinterthüre in's Haus hinein und war eben im Begriffe, in das Wohnzimmer einzutreten, als sie dort sprechen hörte, und zwar in einer Sprache, die ihr noch fremd war, in der russischen.

„Ah, Papa hat Besuch,“ murmelte sie, „da will ich nur hinauf zur Ma gehn und mir etwas von der Mama erzählen lassen.“ — Und als sie oben saß in dem behaglichen Stübchen der guten Alten und, sich auf einen kleinen Schemel zu ihren Füßen niederlegend, den Kopf in ihren Schooß legte, und diese ihr das zerzauste Haar glatt streichelte und dabei erzählte von ihrer Mutter und von allerhand schönen und wunderbaren Sachen, da kam sie sich nicht mehr einsam und verlassen vor. —

In einem mehrfach zerrissenen und geflickten Polsterstuhl saß Anias Nicolaus de Korys mit übereinander geschlagenen Beinen und blies den Rauch seiner Virginiacigarre vor sich hin.

Er mochte etwa 40 Jahre zählen, war von hohem Wuchs und noch immer ein schöner Mann; doch seine grauen Augen hatten einen kalten und selbstüchtigen Blick, und die an seinen Mundwinkeln abwärts laufende Falte redete von Verdrossenheit und übler Laune. Hatte er doch Jahr auf Jahr jeden Tag dem Schicksal die Frage gestellt, warum es ihm die Genüsse, wozu doch seine Geburt, die lange Reihe seiner Ahnen ihn berechnigte, noch immer vorenthielt. — Zumal heute schien der gnädige Herr sehr ungnädiger Laune zu sein.

Verächtlich schob er das Häuflein Rubel bei Seite, leerte das vor ihm stehende Weinglas auf einen Zug und sprach zu dem ihm gegenüberstehenden Herrn mit schwarzem Vollbart:

„Der Betrag, den Sie mir bringen, wird jedesmal spärlicher und deckt kaum die nöthigen Auslagen. Schon allein das Reisen nach Lemberg, Krafau, Tarnopol u. s. w. — denn man kann mir doch nicht zumuthen, II. Klasse und ohne Diener zu reisen, und soll ich in den verschiedenen Vereinen erfolgreich wirken, darf ich

doch nicht als armer Schlucker auftreten, — nimmt fast das Ganze in Anspruch. Sie wissen sehr gut, wie weit man reicht ohne Geld und daß hier bei dem Sparen nichts herauskommt.“ —

„Freilich, Euer Gnaden,“ erwiderte der russische Commissär, denn ein solcher war der ihm gegenüberstehende Herr, „das ist's ja gerade; weil uns dies geheime Wirken für die panslawistische Sache Unsummen kostet, muß man sich hier und da eine Einschränkung auferlegen, um an anderem Orte mit desto mehr Nachdruck arbeiten zu können. Hier ist vielleicht nicht das geeignete Terrain. Wie ich auf der Durchreise bemerkte, hängt man hier noch gar sehr am Hause Oesterreich; der polnische Einfluß scheint den ruthenischen zu überwiegen.“ —

„Freilich thut er das, aber man sollte nur die nöthigen Quellen, die man anderorts so reichlich fließen läßt, auch hier eröffnen, und er würde sich schon unterminiren lassen. — Oder soll ich vielleicht daraus entnehmen, daß Se. Excellenz mit dem Erfolge meiner Bemühungen nicht zufrieden ist?“ —

„O, ganz und gar nicht, sie weiß die geschickte und zuverlässige Hand, der sie unsere Sache anvertraut hat, sehr wohl zu würdigen.“ —

„Freilich die „heilige“ Sache Rußlands habe ich zu meiner eigenen gemacht, und ich, ein Abkömmling der ruthenischen Fürsten, scheue keine Mühe und sehe keine Erniedrigung darin, insgeheim die Fäden, die ihr nützen können, auszuspinnen; aber wohl fühle ich es tagtäglich als eine Kränkung und Erniedrigung, daß ich, ein Nachkomme der alten Fürsten von Galicz, als ein Bettler leben muß. Ja, schauen Sie sich nur um in meiner erbärmlichen Residenz. Wie ein Kaufmann oder Jude werde ich mich zuletzt noch an's Rechnen oder Feilschen geben müssen. Als ich mir gestern Trüffelpastete bestellte, machte mir meine Wirthschafterin die Bemerkung, daß die Trüffeln sehr theuer seien und sie in Folge dessen keine eingekauft habe. Misère, wo man hinschaut! — — Hat Se. Excellenz Ihnen auch sonst noch Aufträge für mich gegeben?“ —

„Aufträge just nicht, nur soll ich Ihnen zu wissen geben, daß der bisherige Sekretär unseres panslawistischen Vereins demnächst seine Demission einreichen dürfte, da ihm ein anderer Posten in Aussicht steht,“ versetzte der Commissär, den Kniafen lauern den Blickes betrachtend.

„Ah!“ rief dieser aus und sprang von seinem Sitz empor. Er schritt einige Male im Zimmer auf und ab, dann blieb er vor dem Russen stehn und sprach: „Sie wissen, was das für mich bedeutet!“ —

„Ich bin der Vertraute Sr. Excellenz,“ erwiderte dieser, „und weiß, daß sie diesen einflußreichen und einträglichen Posten aus alter Freundschaft in Euer Gnaden Hände legen würde, wenn nicht ein Hinderniß bestände.“ —

„Ich weiß, ich weiß, ich müßte zur griechisch=orthodoxen Kirche übertreten,“ sprach der Knias. Und dann nach einer Weile: „In zwei Tagen kommen Sie wieder durch Niwra, wie Sie vorhin bemerkten; wollen Sie dann so freundlich sein, ein Briefchen von mir für Se. Excellenz mitzunehmen?“ —

Als der russische Emisſär fort war, schritt Nicolaus de Korys noch lange Zeit in seinem Zimmer auf und nieder.

„Ob ruthenisch oder russisch, ob griechisch=unirt oder griechisch=orthodox, ob der Papst in Rom oder der Czar in Petersburg mein Oberhaupt ist, das wird wohl einerlei sein,“ war das Endresultat.

Und wie er das Schellengeläute der Schlitten hörte, die an seiner Behausung vorbei zum Gutsherrn fuhren, und eine Stunde später die rauschende Musik, welche die buntkostümirten Gäste dort zu den Freuden des Tanzes und der Tafel rief, an sein Ohr drang, — da träumte der genußsüchtige Knias nur noch von dem herrlichen Leben, welches an den Ufern der Newa für ihn aufgehen würde.

Und die kleine Neonila träumte auch; sie träumte von ihrem Märchenbuche, und immerfort sah sie vor sich, was ihr junger Freund schön in Frakturschrift hineingemalt hatte: „Stanislaus von Konopſki seiner lieben Neonila de Korys zum Andenken.“ —

## Zweites Kapitel.



Stanislaus, Ritter von Konopski, warf noch einen prüfenden Blick über den geschmackvoll dekorirten Festsaal, wie über die reichbesetzte Tafel und sprach zu seiner Gemahlin, die, von ihm geführt, ebenfalls durch die strahlenden Räume schritt:

„Wenn auch das letzte, so wird's wenigstens nicht das schlechteste Fest sein, welches wir hier geben.“ —

Ein aus tiefster Brust aufsteigender Seufzer war ihre Antwort.

„Komm, meine Liebe, glätte deine Stirn, damit unsere Gäste die allzeit heitere, liebenswürdige Hausfrau nicht vermissen. — Es wird immerhin noch eine Stunde dauern, ehe der erste Schlitten vorfahren dürfte; wenn's dir recht ist, verfügen wir uns noch ein Weilchen in dein Boudoir,“ sprach er.

Stanislaus, Ritter von Konopski, trug für den heutigen Abend die altpolnische Nationaltracht: den mit Biberpelz besetzten, weißseidenen Kontusch, den kostbaren gestickten Seidengürtel und an seiner Seite die Karabella (das Schwert), reich mit Edelsteinen besetzt. Die geschmeidige Gestalt, das aristokratische Gesicht, dazu das blitzende Auge und der fest sich aufwärts kräuselnde Schnurrbart, — es war ein polnischer Edelmann *comme il faut*.

Als er mit seiner Gemahlin allein war, begann er wieder:

„Glaube mir, ich empfinde nicht minder schmerzlich wie du, was es heißt, Feld und Wald und all' die Gründe ringsum, die gerade in ihrer Gesamtheit so imponirend das Eigenthum derer von Konopski ausmachten, zertheilen, vielleicht zerfallen zu sehn, dies Haus, das unsere Vorfahren erbauten und bewohnten, in andere Hände, und wer weiß, in welche, übergehen zu lassen, — aber es muß sein.“ —



„Es muß sein!“ sagte seine Gemahlin und faltete ergebungsvoll die Hände in ihrem Schooße.

„Kein Jahr ist vergangen,“ fuhr er fort, „wo wir nicht auf's Neue Geld aufnehmen mußten, bald auf dieses, bald auf jenes Grundstück, so daß von unserm Besizthum kaum mehr ein Viertel in Wirklichkeit unser Eigenthum ist. — Du weißt, wie arm uns das Jahr 1863 gemacht hat, wie wir, um unsere Brüder in Rußland zu unterstützen, Tausende auf den Altar des Vaterlandes geopfert haben; du hast es gut geheißt, meine Herrin, und dafür schätze und achte ich dich desto mehr!“ Mit diesen Worten führte er tiefgebeugt ihre Hand an seine Lippen.

„Ein Pole wird seinen Idealen niemals untreu, und mich reut diese Ausgabe keineswegs,“ sprach er weiter, „aber von da an ist es immer bergab gegangen, und wir müssen verkaufen, wenn wir unsern Stasiu standesgemäß erziehen und bis an unser Ende sorglos leben wollen. In einer Weltstadt wie Paris oder Wien wird dies leichter möglich sein als hier, wo bloß die Führung unseres Haushaltes, die Dienerschaft, die Gesellschaften mehr verschlingen, als unsere Einkünfte aufbringen.“ —

Ein Klopfen an der Thüre unterbrach seine Rede.

„Wer stört uns?“ rief er heftig.

„Herr, der Jude Jonas Goldberg ist da und sagt, Euer Gnaden haben ihn herbefchieden.“ —

„Jonas Goldberg ist ein Jude, aber ein ehrlicher Jude,“ wandte sich der Gutsherr an seine Gemahlin; „diesen Morgen schickte ich um ihn. — Du kennst meine Verhandlungen mit ihm, meine Theure, sie dulden keine Lauscher oder Zeugen; das ganze Haus ist in Unordnung, würdest du gestatten, daß ich ihn hier empfangen?“

„Mag's sein, empfangen deinen Vertrauten,“ erwiderte sie spöttisch lächelnd, „aber ich ziehe mich zurück, denn diese Geschäfte ekeln mich. Der Jude riecht nach Knoblauch, vergiß nicht, wenn er fort ist, hier lüften und parfümiren zu lassen.“ —

Damit rauschte sie hinaus.

Als Frau von Konopski sich entfernt hatte, ging ihr Gemahl zum Fenster und starrte, die Spitzen seines langen Schnurrbarts ingrimmig kauend, auf die mit Schnee bedeckte Landschaft vor ihm, auf welche eben jetzt die untergehende Sonne ihre gluthrothen Strahlen warf. —

Ja, er mußte dies alles verkaufen! — Schon verschuldet hatte er die Güter übernommen, dann schlechte Jahre, eine schlechte Verwaltung, ein verschwenderisches Leben, eine allzeit freigebige Hand und ein Kopf, der nicht rechnen mochte; — das alles waren Faktoren, die allmählich dies Endresultat herbeigeführt hatten. Vielleicht hätte er sein Eigenthum noch halten können, hätte er seine bisherige Lebensweise von Grund auf ändern wollen; aber das ging nicht, und sein Entschluß war gefaßt. Besser, daß er jetzt unter der Hand verkaufte, und Niemand ihm den Rückgang seiner finanziellen Verhältnisse nachrechnen konnte, als daß die Bank, von welcher er stets neue Summen geliehen, deren Zinsen er nicht einhalten konnte, sein Besitztum öffentlich versteigern ließ. —

„Der Jude mag eintreten,“ rief er, ohne sich umzuwenden, dem noch immer an der Thüre harrenden Diener zu.

Zonas Goldberg, ein etwas beleibter Jude von 40 Jahren, dessen schwarzseidener Kasten zwar ein wenig abgetragen, aber immerhin im Gegensatz zu den meisten seiner Glaubensgenossen sehr sauber war, strich sich über den melirten Vollbart und über die glatten an den Wangen entlang laufenden Schmachtkloken, als der Lakai ihm den Bescheid des Herrn überbrachte, und folgte diesem auf den Fußspitzen, sich bei jedem Schritte leicht verneigend und neugierig nach allen Seiten schauend. —

„Schau, Jude, die Wassermühle dort unten am Walde hast du vor etwa 15 Jahren von meinem Vater in Pacht genommen, ist's nicht so? Und du besaßest sonst gar nichts,“ rief ihm bei seinem Eintritt der noch immer am Fenster stehende Gutsherr zu.

„So ist's, Euer Gnaden, jedoch ein halbes Jahr später erwarb ich die Schenke am Ende des Dorfes.“ —

„Und bist durch Feilschen und Mauscheln, Spekuliren und Ausleihen von Gelderchen jetzt ein reicher Mann, Zonas!“ —

Der Spott, der in der Rede des Gutsherrn lag, schien dem Juden nicht zu behagen, und er antwortete: „Durch ehrliche Arbeit, Euer Gnaden. Ich und Sara, mein Weib, haben uns keine Mühe verdrießen lassen, und wenn ich auch nur ein Jude bin, so habe ich doch nie das Unglück meines Nächsten zu eigenem Vortheil ausgebeutet. — — Euer Gnaden haben mich hierher bescheiden lassen; diesen Vormittag war ich nicht zu Hause und konnte deshalb erst jetzt dem Befehle Euer Gnaden nachkommen.“

„Schon gut, aber mach schnell. Noch kein Käufer gefunden?“ —

Der Gutsherr hatte sich auf's Kanapee niedergelassen, und der Jude blieb in unterwürfiger Haltung vor ihm stehen.

„200,000 Gulden wollen Euer Gnaden haben; das ist viel, denn die meisten Waldungen sind bereits verkauft. — Ich wüßte wohl einen, aber er ist kein Christ.“ —

„Ein Jude? Ich habe schon gesagt, daß ich das nicht will. Es soll kein Jude in diesen Räumen wohnen. Hol' der Henker die ganze Sippschaft; ich will sie hier nicht haben. Suche einen andern Käufer.“ —

Der Gutsherr sprang erregt in die Höhe.

„Und wenn sich keiner findet? Die Christen haben alle kein Geld.“ —

„So halte ich's.“ —

„Und wer garantirt Euer Gnaden, daß bei einer . . . . öffentlichen Versteigerung nicht etwa ein Jude es an sich bringt? Das Gericht wird sie nicht ausschließen.“

Stanislaus von Konopski erwiderte nichts; er hatte offenbar diese letzte fecke Aeußerung überhört oder überhören wollen.

„Und wenn der Jude sich verpflichtet, bloß die Gründe zu bewirthschaften, das Herrenhaus jedoch nur in die Hände eines Christen übergehen zu lassen?“ fuhr Jonas fort.

„Und wie heißt er, der das thun würde? frug der Gutsherr stehen bleibend. Der andere zögerte einen Augenblick, dann sagte er: „Jonas Goldberg.“

„Was, du?! — Du wagtest?!“ und der Herr wurde blaß vor Zorn. Er stampfte mit den Füßen, und mit der Hand zur Thüre weisend, rief er: „Augenblicklich geh! Mir aus den Augen! Ich habe dich bisheran für einen ehrlichen Menschen gehalten, Jonas Goldberg! Kein Wort mehr! Augenblicklich!“ —

Der Jude entfernte sich mit einem Bückling, und der Edelmann riß das Fenster auf und lehnte sich hinaus, um das Feuer in seinem Innern sich abkühlen zu lassen.

Da fuhr der erste Schlitten vor. — Er richtete vor dem Spiegel den Anzug zurecht, wusch Gesicht und Hände mit wohlriechendem Wasser und ging mit lächelnder Miene, um seine Gäste zu bewillkommen.

Während dessen ging der Jude durch das Dorf seinem am Ende desselben gelegenen Hause zu.

Er hatte die Hände auf den Rücken gelegt und schritt, leicht vornüber geneigt, langsam weiter.

„Ich habe dich bisheran für einen ehrlichen Menschen gehalten, Jonas Goldberg!“ Haha, als ob ich's jetzt nicht mehr wäre, weil ich meine Hand nach dem Eigenthum des hochgeborenen Herrn auszustrecken wage! — Aber ich kenne ihn, er wird mich schon zurückrufen, wenn die erste Ueberraschung verflogen, und dann — — sehe ich mein Ziel vor mir,“ — sagte er mit einem tiefen Athemzuge.

Nun stand er still, und, seine ansehnliche Gestalt zu ihrer vollen Höhe emporrichtend, schaute er wie ein Sieger rings um sich.

Die Mondesichel stand am Himmel und warf ihre Strahlen über die mit Schnee bedeckte Ebene. — Aus der Ferne hörte er Schlittengeläute, aus der Ferne hörte er auch das Rauschen der Wassermühle, die sich dort unten am Rande des Wäldchens mit dem einstöckigen Wohnhaus freundlich emporhob, der Wassermühle, welche die Wiege seines Glückes geworden war.

Etwa hundert Schritte davon lag seine Schenke, und während er den Weg dahin einschlug, dachte er über seine mühevollen und an Demüthigungen reiche Vergangenheit nach. Wie oft hatte man dem armen Juden grob die Thüre gewiesen!

Doch von Stufe zu Stufe war er vorwärts geschritten, und da ihm keine Arbeit zu gering und kein Weg zu weit war, stieg allmählich auch das Glück, wie es sich von dem stolzen Gutsherrn auf der Höhe abwandte, zu ihm in seine ärmliche Behausung hinab.

Es kam ein gutes Jahr und er besaß Geld, um viel Getreide kaufen und aufspeichern zu können; dann kamen vier schlechte, und er verkaufte um den doppelten Preis; er erwarb sich das Stück Wald, welches an seine Mühle grenzte, — die Eisenbahnlinie lief hindurch und verzehnfachte seinen Werth. Dabei handelte und schwächerte er, wo sich nur Gelegenheit bot, und ward so allmählich reich und reicher, und manch ein Grundstück in Nivra wurde sein eigen.

Doch was sich nicht erhandeln und erseilschen ließ, das war Ehre und Ansehn vor den Menschen, und grade dies war's, was Jonas Goldberg mit der ganzen Energie seines Wesens ersuchte.

Sein langer Raftan und die Seitenlocken — das war seiner Ansicht nach der Hemmschuh für Alles; und er blieb immer der verächtlich behandelte Jude, und gerne hätte er dies Zeichen seiner strengen jüdischen Rechtgläubigkeit abgestreift, hätte nicht Sara, sein Weib, mit eiserner Zähigkeit daran festgehalten.

Doch einen Plan hatte der schlaue Jude sich ausgedacht, und seine Augen glühten, als er ihn mehr und mehr vor seinem Geiste entwickelte.

Als er in die Schenke trat, wo ein durchdringender Geruch von Alkohol und Knoblauch die Luft verpestete, und etwa 20 Bauern an ungehobelten Tischen bei einem Glase Schnaps saßen und polternde Reden führten, saß seine bessere Hälfte hinter dem Schenkische und schrieb mit Kreide große Zahlen auf denselben nieder.

Er nickte ihr nur mit dem Kopfe zu, und sich an die Zurufe der dort Versammelten nicht kehrend, öffnete er die neben dem Schenkische befindliche Thüre und verschwand hinter derselben.

„Was liest du da, mein Sohn Jzig?“ frug er, in das Familienzimmer eintretend, einen bleichen fünfzehnjährigen Knaben, der, beide Hände in den schwarzen Haaren vergraben, über ein dickes Buch gebeugt am Tische saß.

Jzig, der das Eintreten des Vaters nicht bemerkt hatte, wurde feuerroth und sagte, den Band hastig zuschlagend: „Es ist der Josephus, und er schildert darin den Untergang Jerusalems.“ —

„Brauchst dich nicht zu schämen, mein Sohn,“ sagte Jonas, seinem Sprößling begütigend auf die Schultern klopfend, „weiß wohl, die Mutter, die ja nur mit schwerer Mühe dir erlaubt hat, statt des Kastans den modernen Rock zu tragen, was doch auf dem Gymnasium nicht anders geht, meint, daß die Bücher Moses' und der Talmud die einzig zuträgliche Lektüre für dich wären. Ihr Gesetz in Ehren, aber man muß mit der Zeit fortschreiten, wenn man es zu etwas bringen will. — Schau, Jzig, das große Elend der damaligen Bewohner von Jerusalem kam von ihrem Eigensinn und ihrer Voreingenommenheit her, — der Mensch soll auch in Religionsfachen nicht eigensinnig am Althergebrachten festhalten, sondern sich aufklären lassen.“

Voll sprachloser Bewunderung starrte der Sohn den Vater an.

„Drei Jahre sind es jetzt, daß du das Gymnasium in Tarnopol besuchst,“ fuhr dieser fort; „welchen Eindruck machen im allgemeinen die christlichen Kameraden dort auf dich?“ —

„O, einen sehr guten,“ sprach der Jüngling, und seine Augen leuchteten; „Casimir, mein liebster Freund, ist sehr fromm und will sogar Jesuit werden; mit ihm sprach ich mehrmals über solche Sachen. Er geht jeden Tag in die Kirche und . . .“

„Nun, und . . .“ ermuthigte der Vater den erröthenden Sohn, der, die Augen zu Boden schlagend, plötzlich in seiner Rede inne hielt.

„Ich war manchmal mit ihm dort und fand . . .“

„Pst!“ sprach Jonas und legte den Finger auf die Lippen, — „jetzt kein Wort mehr darüber, du bist noch zu jung, um dich mit solchen Gedanken zu befassen; — nur das will ich dir noch sagen, ehe du morgen wieder abreisest: Wenn die Zeit gekommen sein wird, und du dem Zuge deines Herzens folgst, — wodurch dir zu gleicher Zeit die Bahn zu Ehre und Ansehen geöffnet wird, — dein Vater wird dir nicht fluchen. Dies denke, aber — schweige!“ — —

Das war der Plan Jonas Goldbergs: sein Sohn sollte Christ werden, sollte eine angesehene Polin heirathen, und seine, Jonas Goldbergs, Enkel einst in dem herrschaftlichen Hause derer von Konopski leben. — —

---

### Drittes Kapitel.



Als der April gekommen, als auf den Feldern von Nivra nach und nach auch das letzte Restchen Schnee, was sich in den Furchen verkrochen hatte, vor den freundlichen Blicken der Frühjahrssonne geschmolzen war und ringsumher Tausende von Wasserlachen, kleinen Seen gleich, das Antlitz des tiefblauen Himmels wieder spiegeln, zog der Knias mit seinem Töchterchen nach Petersburg.

Er bewohnte ein elegantes Quartier auf dem Newsky Prospekt und stattete es auf's Feinste aus; denn als Sekretär des panslavistischen Vereins hatte er nicht nur eine glänzende Einnahme, sondern auch noch so viele indirekte Bezugsquellen, daß er um nichts zu sorgen und nicht mehr zu rechnen brauchte.

Den Namen „panslavistischer Verein“ führt jene geheime Gesellschaft, welche in Bulgarien so oft ihre Agitationsbomben losplätzen ließ, welche die Sympathie der österreichischen Slaven vom Hause Habsburg loszulösen suchte, welche den Czechen in's Ohr flüsterte, daß sie ja Slaven seien und im Anschluß an Rußland ihr Heil und ihre Größe suchen müßten, kurz, jene geheime Gesellschaft, welche unaufhörlich an der Förderung der panslavistischen Idee, der Vereinigung aller europäischen Slaven, arbeitete, alle für die Religion ihres Oberhauptes, des Czaren, für die griechisch-orthodoxe, zu gewinnen suchte und dafür keine Mittel scheute.

Neonila hatte viel Freude an dem glänzenden, beweglichen Leben, welches sich rings um sie her entwickelte, und stundenlang konnte sie am Fenster sitzen und den bunt bewimpelten Schiffen zuschauen, die dort auf der Newa so stolz und zierlich einhersegelten. Alles war ihr neu, drum hatte sie stets eine neue Quelle der Unterhaltung und des Vergnügens. —

Ihre herabgekommene Garderobe wurde in guten Zustand versetzt und ein französisches Fräulein für sie engagirt, welches sie unterhalten, sie zur Schule und spazieren führen und für alles Sorge tragen mußte.

Neonila hatte zwar viel lieber mit ihrer alten, unmodernen Nja, welche bereits 45 Jahre zählte, als ihre verstorbene Mutter den Kniasen geheirathet hatte, zu thun, als mit der Mademoiselle; aber sie war doch viel zu sanft und gutmüthig, um dieser dies offenkundig zu zeigen.

An einem schönen Maientage, als sie voll übersprudelnd fröhlicher Laune von einem Spaziergang nach Hause zurückkehrte, fand sie auf ihrem Bette ein wunderschönes weißes Kleid liegen, und Mademoiselle bedeutete ihr, daß sie dasselbe anziehen müsse, der Papa werde gleich kommen und mit ihr ausfahren.

Die Kleine fragte nichts weiter, aber sie war plötzlich sehr ernst geworden und ließ sich stillschweigend ankleiden.

Nach einer halben Stunde kam der Knias im schwarzen Frack und weißer Halsbinde, ebenfalls sehr ernst und feierlich, holte sein Töchterchen ab und stieg mit ihr in die bereitstehende Equipage.

„Wo fahren wir hin, Papa?“ frug die zehnjährige Neonila und schob ihren Arm durch den seinigen.

„Zur Großfürstin, mein Kind, und dann zur Isaakskirche; die hohe Dame wird dir die Ehre erweisen, heute deine Bathin zu sein.“ —

„Meine Bathin?“ —

„Ja; du bist ruthenisch getauft, und bis jetzt waren wir Ruthenen, jetzt sind wir Russen und müssen der Form halber auch ein russisches Glaubensbekenntnis ablegen; das bringt unsere Uebersiedlung nach Rußland mit sich; es ist jedoch dem ruthenischen fast ganz gleich.“ —

„Aber davon verstehe ich ja nichts, Papa!“

„Ist auch nicht nöthig, Neonila; du brauchst blos dieselben Antworten zu geben, die ich gebe.“

Damit schwieg er, und sie schwieg auch. Wohl wollte sich ihr die Frage aufdrängen: „Ist das denn aber auch recht und erlaubt?“ Aber ihr kam es doch wie eine Unehreverbietigkeit gegen den Vater vor, dies auszusprechen, und sie dachte, daß sie über dies und jenes die Nja fragen wollte und ihr allmählich wohl alles klar werden würde. Wohl hätte sie den Vater noch gerne



in manchen Sachen, die ihr jetzt einfielen, um Aufklärung gebeten; aber sie wagte es nicht aus Furcht, seinen Zorn zu erregen, denn vorwitzige Fragen konnte er nicht leiden.

Als sie später wieder zu Hause waren, benutzte sie den ersten freien Augenblick, um zur alten Aja, die meistens oben im kleinen Stübchen saß und spann oder Wäsche ausbesserte, hinaufzueilen.

„Ich habe dir etwas zu sagen, Aja; etwas ganz Neues,“ sprach Neonila und schob ihren kleinen Sitzschemel vor die Füße der Alten, die, am Fenster sitzend, die dicke Hornbrille auf der Nase, in einem groß gedruckten Gebetbuche las.

„Sprich, mein Täubchen,“ versetzte sie, indem sie das Buch in den Schooß sinken ließ.

„Ich war mit Papa in der Isaakskirche; es war sehr schön und feierlich dort. — Die Großfürstin, eine sehr vornehme Dame, war meine Pathin,“ sprach die Kleine wichtig und schaute mit glänzenden Augen empor. — „Wir mußten ja dort noch das russische Glaubensbekenntnis ablegen, weil wir jetzt russische Unterthanen sind.“ —

„Jesus, Maria! Das hast du gethan!?“ rief die Alte entsetzt aus, schob die Kleine von sich und sprang in die Höhe, daß das Gebetbuch auf die Erde fiel und eine Menge bunter Bilder auf dem Boden herumflog. „Die Russen sind Ketzer, also bist auch du eine Ketzerin geworden.“ —

„Papa sagt, daß ruthenisch und russisch einerlei sei, daß sich das nur nach dem Lande richte, wo man wohne, und Papa muß das besser wissen als du, Aja,“ versetzte Neonila, das Köpfchen mit einer stolzen Geberde zurückwerfend.

„Freilich müßte er's! — Jesus, Maria, wenn das deine Mutter wüßte!“ sprach die Alte händeringend, und zwei Thränen rannen die eingefallenen Wangen herab.

„Du weinst, Aja? — mußt nicht weinen, ich habe dich so arg, arg lieb,“ und Neonila, nachdem sie die alte Dienerin eine Weile traurig angeblickt hatte, nahm ihre Hand und drückte einen Kuß darauf; jedoch als diese nichts darauf erwiderte, ließ sie dieselbe hastig los, lief in eine Ecke des Stübchens und schluchzte bitterlich.

„Sei ruhig, mein Seelchen, es ist ja nicht deine Schuld,“ suchte daraufhin die Alte sie wieder zu beschwichtigen und streichelte ihre Wangen und zog sie zu sich auf den Schooß. „Aber eins

muß ich dir noch sagen: die Muttergottesstatue und das schöne Kreuzifix auf deinem Zimmer, vor welchem du immer dein Nachtgebet verrichtest, bring zu mir herauf, denn du darfst sie nicht behalten. Die russische Religion verbietet geschnitzte oder gemeißelte Bildwerke von Gott und den lieben Heiligen; — man wird sie dir wegnehmen, und das soll man nicht, sie sind von deiner Mutter.“ —

„Das wird man auch nicht, Aja, dafür werde ich schon sorgen; es ist mein Eigenthum, und ich darf damit thun, was ich will, und ich werde sie auch dir nicht bringen, sondern nach wie vor jeden Abend davor beten, — denn ich habe sie sehr lieb und denke dabei immer an Mama. — Uebrigens, Aja, diesmal glaube ich dir nicht Alles, du weißt es sicher nicht ganz genau; ich werde Papa fragen,“ — sprach Neonila mit komischer Würde.

„Und ich werde auch Jemanden fragen,“ murmelte die Alte.

Neonila fragte jedoch ihren Vater nicht weiter in dieser Sache, denn sie fürchtete sich; die alte Aja aber zog sich am folgenden Tage sonntäglich an und ging zur Beichte. Den ehrwürdigen Geistlichen fragte sie um Rath, und was er ihr sagte, das schrieb sie tief in ihr Herz und handelte darnach. War Neonila doch das Kind ihrer hochverehrten jungen Herrin, und diese hatte es ihr vor dem Sterben auf die Seele gebunden. —

Rnias Nicolaus de Korys lebte in Saus und Braus. Er hatte immer Geld genug und baute auf die fortdauernde Gunst seines Gönners, der ihm seine jetzige Stellung verschafft hatte. — Er machte sich keinerlei Skrupeln, weder darüber, daß er des Vortheils halber seine Religion gewechselt und sein unschuldiges Kind mit hinüber gezogen hatte, noch darüber, daß gar viele Gelder, die zu andern, namentlich zu Agitationszwecken bestimmt waren, in seine Kasse flossen, um ihm ein desto üppigeres Leben zu ermöglichen. Genug — das war sein ganzes Sinnen und Trachten, das war sein Gott. —

So vergingen drei Jahre. —

Unweit seiner Wohnung befand sich diejenige einer schönen, anscheinend sehr reichen Gräfin. Niemand wußte, woher sie eigentlich stamme, und von ihrer abenteuerlichen Existenz erzählte man sich dies und das; aber sie war glänzend, geistreich und verstand es, mit Eleganz Tausende hinauszuzwerfen. Sie war eine gefeierte Schönheit, und auch Rnias Nicolaus de Korys ward ihr Bewunderer und ein eifriger Besucher ihres Salons.

Wo sie nur Neonila's ansichtig werden konnte, überhäufte sie dieselbe mit Artigkeiten, beschenkte sie mit schönen Büchern und Delikatessen, nahm sie mit zu Spazierfahrten und im Winter zu Parthieen auf dem Eise und wußte so sehr die Gunst des jungen Mädchens zu erlangen, daß dieses, als eines Tages der Vater ihr eröffnete, daß er ihr in der Person der Gräfin S. eine neue Mutter schenken wolle, sich sogar darüber freute.

Diese Freude währte jedoch nicht lange, denn gar bald mußte sie erfahren, daß die Liebenswürdigkeiten der Gräfin S. nicht Zuneigung, sondern Berechnung gewesen waren und aufhörten, als sie ihr Ziel erreicht hatte. —

Jahre gingen hin, und Neonila entwickelte sich mehr und mehr zu einem schönen Mädchen.

Ihre Stiefmutter, eifersüchtig auf ihre aufknospende Schönheit, brachte zuwege, daß sie lange als Kind betrachtet und noch nicht in die Gesellschaft eingeführt wurde. Sie ließ sich dies auch gutwillig gefallen, denn sie war sanft und gut und von nachgiebigem, fast zu nachgiebigem Charakter. Auch behagte ihr das geräuschvolle Leben in ihres Vaters Hause, wo nicht eine Erscheinung sie sympathisch anmuthete, gar nicht, und ihr mehr dem Idealen zugewendetes Gemüth fühlte sich einsam inmitten des lärmenden Schwarmes. — Daher flüchtete sie sich, wenn in den Salons große Gesellschaft war, gerne hinauf zu ihrer alten Aja, und diese suchte, ihrem Programm gemäß, nach und nach einen Widerwillen gegen Rußland, russische Religion und Zustände in dem Herzen ihres Lieblinges zu wecken und zu unterhalten.

Sie erzählte ihr von ihrer verstorbenen Mutter und von den Polen, die so edel, so selbstlos und großmüthig seien, daß ein Jeder gern alles opfern und ein Bettler werden würde um der Religion, der Freiheit und des Vaterlandes willen.

Neonila schwieg meistens still, aber ihr wurde traurig zu Muthe, denn jetzt, wo sie älter und verständiger geworden war, konnte sie ja nicht mehr blindlings alles, was ihr Vater gethan hatte, gutheißen, und wenn sie dann in ihr eigenes Herz blickte und sah, daß trotz allen äußern Glanzes so wenig inneres Glück dort war, überkam sie eine Sehnsucht nach dem weltvergeffenen Niwra. Auch ihre frühere Religion schien mit der ganzen Macht des Wahren und Göttlichen ihr zuzuwinken, aber sie besaß nicht genug Selbstständigkeit und Energie des Charakters, als daß auch nur der Gedanke, zu ihr zurückzukehren, ihr nahe getreten wäre.

Wenn Neonila so den begeisterten Schilderungen ihrer alten Wärterin gelauscht hatte und sich dann in ihr Stübchen zur Ruhe begab, während aus dem unter ihrem Schlafzimmer befindlichen Salon Lachen und lautes Stimmengewirr an ihr Ohr schlug, — dann stellte sie sich so gern an's Fenster hin, und während ihr Auge wie festgebannt an den bunten Lichtern auf der Nawa hing, weilte ihr Geist in der Ferne; ihr Lieblingstraum, einst die Gattin eines polnischen Edelmannes zu werden, stieg vor ihr auf, und sie dachte sich, wie schön es sein würde, o wie schön! — Gar oft holte sie dann auch noch ein abgegriffenes Märchenbuch aus dem Schranke und betrachtete halb lächelnd, halb weinend die alten lieben Bilder und betrachtete so genau, als sähe sie's zum ersten Male, die in Fraktur geschriebene Widmung: „Stanislaus von Konopski seiner lieben Neonila de Korys zum Andenken,“ und legte sich lächelnd nieder und träumte von ihm, der dies geschrieben hatte. — — —

Das geräuschvolle Leben im Hause de Korys dauerte fort, aber der Hausherr verlor nach und nach seine gute Laune und seinen Appetit. Jedoch je griesgrämiger er war, desto lustiger war seine Frau. Sie jagte von einem Vergnügen zum andern, ihre Capricen wurden immer extravaganter und kostspieliger und die Zahl ihrer Verehrer wurde immer größer und zweideutiger.

Der Knias, um seinen Aerger zu betäuben, trank eine Flasche Wein nach der andern und spielte Hazard. Eine allgemeine Stumpfheit und Zerstretheit schien sich über ihn zu lagern und seine sonst so thätigen Geisteskräfte in Banden zu schlagen.

In dieser Verstimmung traf ihn ein wichtiger Auftrag seines Chefs, den Direktors des panslavistischen Vereins.

Für eine fein organisirte Verschwörung in Bulgarien sollte er verschiedene Flugschriften ausarbeiten, welche für den Wissenden an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließen und den Uneingeweihten nichts verriethen.

Schon manchmal hatte er sich derartiger Missionen mit Geschick erledigt, diesmal jedoch ließ ihn sein Schicksal einige unverzeihliche Dummheiten begehn; — die Folge war — sein Abschied.

Die Hiobspost, welche seine Existenz vernichtete, in der Hand, trat er bei seiner Gemahlin ein, und sie, die ihm geschmeichelt hatte, als er reich und angesehen war, und dann so redlich geholfen hatte, sein Vermögen durchzubringen, hatte nur ein Achselzucken zur Antwort.

„Wir sind ruinirt! — Es ist kein Geld da, nur Schulden, und ich habe außerdem noch eine Spielschuld von 20,000 Rubel. Diese war's ja grade, die mich so zerstreut hat, daß ich solch eine Ungeglichlichkeit begehen konnte.“ —

„Eine unverzeihliche Dummheit,“ murmelte sie.

„Und wer trägt die Schuld an alledem?“ rief er zornig aus. „Diejenige, die ich zu meinem Weibe gemacht habe, und die meinen ehrlichen Namen besudelt.“ —

„Ehrlichen Namen?!“ versetzte sie höhnisch. „Der gnädige Herr scheinen zu viel getrunken zu haben.“ Damit machte sie ihm einen spöttischen Knig und rauschte hinaus.

Anderen Tags war sie verschwunden. Sie war mit einem ihrer enragirtesten Verehrer, einem Dragonerofficier, durchgegangen, hatte jedoch nicht vergessen, alle Werthsachen, und was an baarem Gelde im Hause war, mitzunehmen.

Der Knias hatte seine Rolle in Petersburg ausgespielt und kehrte voll Bitterkeit und Galle wieder nach Niwra zurück. —

Nichts war ihm geblieben von jener russischen Episode als qualvolle Erinnerungen, Gewissensbisse und eine Spielschuld von 20,000 Rubel. —

Baron N., dem er diese schuldete, war, als sein Unglück öffentlich bekannt geworden, gleich andern Tags zu ihm gekommen und hatte ihm großmüthig den Vorschlag gemacht, dieselbe gegen Wechsel noch ein Jahr stehen zu lassen, bis dahin würde er vielleicht im Stande sein, seine Schuld abzutragen. Erleichterten Herzens willigte der Nachkomme der Fürsten von Halicz ein; vielleicht würde es ihm gelingen, bis dahin Neonila vorteilhaft zu verheiraten. — Das war sein einziger Hoffnungsanker, und über diesen Plan brütete er, als er wieder in der verfallenen Villa in Niwra lebte.

## Viertes Kapitel.



Die Sonne lachte freundlich durch die blinden, grünen Scheiben, vor denen sogar die Vorhänge fehlten, in Neonila's Stübchen hinein, als diese am ersten Morgen nach ihrer Ankunft in Niwra die Augen aufschlug.

Mit der Elasticität der Jugend hatte sie den grausamen, jähen Wechsel in ihrem Leben, nachdem der erste Schrecken über die Schlechtigkeit ihrer Stiefmutter überwunden war, leichter ertragen und der Zukunft mit Muth ins Auge geschaut. Ja, es war ihr eine gewisse Erleichterung, daß diese Lebensweise, von der sie sich sagte, daß Sünde und Unrecht darin liege, nun aufhören würde. Wie bitter Noth und Elend ist, das kannte sie ja noch nicht. — —

Sie hatte ihren Vater, den sie im Hinblick auf den Undank und die Enttäuschung, die er erfahren, mit zartem Mitleid umgab, indem sie gerne alles entschuldigte und verzieh, ermuthigt und getröstet, so gut es ging, und mit einer ihr sonst fremden Umsicht das Einpacken und alles für die Uebersiedlung Nöthige besorgt. Aus dem Kinde war mit einem Male eine ernste Jungfrau geworden, die nicht mehr träumen durfte, sondern für die Bedürfnisse des realen Lebens Sorge tragen mußte; denn außer der alten Aja und einem ebenfalls grauen Diener, die beide auch mit ihnen von Niwra nach Petersburg übergesiedelt waren, blieb alle übrige Dienerschaft dort zurück.

Neonila hatte einen schweren Traum gehabt, und nachdem die Sonnenstrahlen sie geweckt hatten, sprang sie eiligst auf, kleidete sich an und öffnete das Fenster, um die warme Mailluft einzulassen. Das war gerade solch ein Morgen wie jener, als sie vor acht Jahren von hier Abschied genommen hatte, und suchend

flogen auch jetzt wieder ihre Augen nach dem Nachbargarten hin, wo ihr der schöne Knabe, das Ideal ihrer Mädchenträume, das Märchenbuch gebracht hatte.

Noch sah sie ihn vor sich stehen in der Tracht Ludwigs XIV., dasselbe selbstbewußte Lächeln auf den Lippen, welches den Mund jenes gefeiertesten und stolzesten aller Monarchen umspielt haben mußte, so daß sie mit der Hand über die Augen fuhr, um diese Vision zu verschrecken.

Sie schaute wieder hinüber, jedoch nicht nach der Richtung des Parkes, sondern nach der andern Seite hin.

Trotz der frühen Morgenstunde war man dort schon eifrig bei der Arbeit. Die Bäume wurden beschnitten, das Land umgespätet, und droben, wo der Boden bereits vorbereitet war, waren zwei Leute mit dem Säen beschäftigt. Vor ihnen stand ein junger Mann in grauer Lodenjoppe und mit einem weißen Strohhut auf dem Kopfe. Er hatte dem jungen Mädchen den Rücken zugekehrt, und sie fragte sich, wer es wohl sein möchte; Stanislaus sicher nicht, der mußte größer und schlanker sein.

Der Arbeiter schien es dem jungen Mann nicht recht gemacht zu haben, denn er nahm ihm den Samen aus der Hand und säete selbst, ihm zeigend, wie es zu machen sei.

„Nein, Stanislaus ist's sicher nicht, Stanislaus hätte das nicht gethan, wahrscheinlich ein Verwalter; doch was geht's mich an,“ dachte Neonila und schaute weiterhin nach dem Wohnhause zu.

Wie leuchtete es dort so farbenprächtig von Hyacinthen und Tulpen! Ihr war, als fluthete der Duft dieser Erstlinge des Frühlings zu ihr herüber.

„Ach, hätte ich doch nur einige von jenen Blumen, die in Hülle und Fülle dort blühen, um unser Gärtchen zu zieren und ihm sein trostloses Aussehen zu benehmen! Doch das ist nicht für mich, ich bin jetzt arm,“ seufzte Neonila, und im Begriff, sich vom Fenster zu entfernen, sah sie, wie der junge Mann dort unten voller Bewunderung zu ihr emporschaute und dann, als wollte er sie um Entschuldigung bitten für sein Anstarren, ehrerbietig den Hut zog und sich entfernte. Neonila, nur bemerkend, daß es Stanislaus nicht war, erröthete bei dem Gruß, und ärgerlich hierüber, ging sie hinab, um zu sehen, ob ihr Gärtchen nicht die Gabe früherer Jahre: Veilchen, den Schmuck der Armuth, ihr entgegen brächte.

Der junge Mann im Nachbargarten war keineswegs der Verwalter, sondern der Besitzer des herrschaftlichen Gutes, und als er jetzt langsam seiner Wohnung zuschritt, dachte er an die unerwartete Erscheinung, an das schöne Mädchen, welches im weißen Morgenkleide, die braunen Locken lose über die Schultern wallend, die sanften blauen Augen fragend und sehnsüchtig in die Ferne gerichtet, wie die Verkörperung eines Märchens plötzlich im Fensterrahmen der halbzerfallenen, unbewohnten alten Villa stand.

Ignaz Plotogorski war der junge Mann, und früher hieß er Izig Goldberg. — —

Izig Goldberg war Christ, war Katholik geworden, nicht im Sinne seines Vaters, um dadurch leichter zu Ehre und Ansehen zu gelangen, sondern seiner innersten Ueberzeugung folgend. Durch den innigen Verkehr und Herzensaustausch mit seinem Freunde Casimir, der nach Absolvirung des Gymnasiums in ein Jesuiten-colleg eintreten wollte, hatte er sich nach und nach eine genaue Kenntniß des christlichen Glaubens und seiner Lehre verschafft, welche später durch einen väterlichen Freund seines Freundes, den Jesuitenpater K., noch geklärt und vervollständigt wurde, so daß er aus tiefstem Herzensgrunde voll Wärme und Begeisterung ausrief: „Ja, Du bist wahrhaft Christus, der Sohn des lebendigen Gottes.“ —

Mit glänzendem Erfolge machte er sein Maturitätsexamen, und Tags nachher legte er demuthsvoll sein Glaubensbekenntniß in die Hände eines römisch-katholischen Priesters nieder und ließ sich taufen.

Sein Vater wußte um diesen Schritt, seine Mutter jedoch, die eine schleichende Krankheit mit jedem Tage dem Grabe näher brachte, nicht. Nachdem Ignaz das Gymnasium absolvirt hatte, machte er, sowohl seiner eigenen Neigung wie dem Wunsche des Vaters gemäß, der seinen Sohn, seinen Stolz und seine Hoffnung, durch und durch gebildet haben wollte, noch einen Course über Nationalökonomie und Ackerbau durch und kehrte dann nach Miwra zurück, wo ihm sein Vater das Konopskische Gut, das er inzwischen an sich gebracht, übertrug.

Seine Mutter war während dessen gestorben, und auch Jonas Goldberg ließ sich taufen und noch dazu seinen Namen Goldberg in den polnischen Plotogorski übersetzen. Freilich leitete ihn dabei nicht dieselbe reine Absicht und tiefinnerste Ueberzeugung, die seinen Sohn zu diesem Schritt gedrängt hatte; aber die bei



den Juden tief eingewurzelte Ehrfurcht vor der elterlichen Auktorität war auch in Ignaz zu sehr lebendig, als daß er gegen seinen Vater belehrend oder gar tadelnd hätte auftreten mögen.

Mit dem ganzen Eifer seiner ersten und zielbewußten Natur ergriff Ignaz die Verwaltung des Gutes. Er war energisch und praktisch, und da er eine große Vorliebe für die Landwirthschaft und auch genügende Mittel zur Verfügung hatte, hob sich der herrschaftliche Besitz von Nivra zusehends. — Der Alte kam fast täglich zum Herrschaftshause, und wenn er auf seinem Herumstreifen durch die Gegend etwas bemerkte, wodurch dem Gutsherrn ein Schaden entstehen, oder was auf eine andere Weise nutzbringender hätte verwerthet werden können, verfehlte er nicht, seinen Rath dem Herrn Sohn mitzuteilen, und dieser, ob die jüdische Sprach- und Denkungsweise, die der Alte mit dem langen Raftan nicht hatte abstreifen können, ihn auch unangenehm berührte, hörte ihn mit der schuldigen Ehrfurcht an, und wenn nicht höhere Interessen dadurch gefährdet wurden, gab er ihm meistens Recht und folgte ihm.

Nur eins hatte er bei seinem Sohne nicht durchsetzen können. Unweit der Wassermühle lag ein Stück unbebauten Grundes; es hatten dort Eichen gestanden, die aber, wenn der frühere Besitzer Geld brauchte, eine nach der andern durch die Art gefallen waren. —

Jedesmal, wenn der Alte das Gestrüpp sah, brummte er: „Wenn man hier nur entwurzeln wollte, — würde sein ein vorzüglicher Ackerboden,“ und jedesmal, wenn er mit seinem Sohne davon sprach, sagte dieser: „Nächstens, Vater, meine Leute haben noch keine Zeit.“ —

Am Morgen, als Ignaz Neonila gesehen und, beim einfachen Frühstück sitzend, als einzigen Gesellschafter einen großen Jagdhund zur Seite, über die liebliche Erscheinung grübelte, kam sein Vater schnaufend und pustend — denn er war inzwischen sehr beleibt geworden — herein. Als wieder auf den brachliegenden Grund die Rede kam, sagte Ignaz kurz abbrechend: „Ich habe einen andern Plan mit diesem Grundstück, aber bis jetzt noch kein Geld, um ihn in's Werk zu setzen; wenn du mir die Summe vielleicht vorstrecken wolltest, so sollst du nicht mehr über die Nichtbenützung dieses Fleckchens Erde zu klagen haben.“ —

Und nun setzte er seinen Plan auseinander; er wollte eine Dorfschule dort errichten und auch ein Krankenhaus. Durch Ver-

mittlung seines geistlichen Freundes in Tarnopol würde es ihm vielleicht gelingen, drei Franziskanerschwestern zu bekommen, die sowohl den Unterricht der heranwachsenden Dorfjugend leiten, wie die Kranken in Obhut und Pflege nehmen könnten.

Der Alte erwiderte nichts, sondern starrte zum Plafond und bewegte die Lippen; er rechnete.

„Es würde kosten mindestens 15 000 Gulden. — Und welchen Vortheil hast du davon? Mein Sohn Ignaz, 15 000 Gulden wolltest du so werfen zum Fenster hinaus? Denn was hast du davon?“ —

„Was ich davon habe?“ sprach Ignaz mit Wärme und sprang auf und schritt durch's Zimmer. „Das beseligende Bewußtsein, einem überaus dringenden Bedürfnisse meines Gutes abgeholfen zu haben. —

„Schau, wie die Jugend in Unwissenheit und Aberglauben aufwächst. In der jetzigen Zeit, wo Bildung und Fortschritt in alle Fugen der menschlichen Gesellschaft eindringt: soll da der arme Bauer allein in seiner Dummheit verharren, damit er später desto leichter gewissenlosen Gaunern zum Opfer fällt? — Mannigfaltiges Wissen den Dorfskindern einimpfen wollen, fällt mir nicht ein, sie sollen nur etwas lesen, schreiben und rechnen können, damit sie nicht zu weit hinter den anderen Menschen zurückstehen.“ —

„Aber in den andern abgelegenen Dörfern geht's ebenso, und selten hat der Gutsherr Geld, um eine Schule zu bauen.“ —

„Mag sein, Vater, aber wenn er's kann und doch nicht thut, so ist das eigentlich nicht recht; denn vermöge seiner Stellung ist er der Vater des Dorfes und sollte für alles Sorge tragen. Zur Zeit der Robot (der Frohnarbeit) fühlte er sich dazu verpflichtet, er sorgte, daß der Bauer ein trockenes Dach und eine Kuh im Stalle hatte. Jetzt ist das anders; der arme Bauer braucht nichts mehr zu geben, aber auch nichts mehr vom Gutsherrn zu erwarten, wie früher, als er sich in allen Bedürfnissen an diesen wenden konnte. Schau, wenn von diesen armen, unwissenden Leuten jemand erkrankt: wird wohl je nach einem Arzt geschickt? Werden nicht vielmehr die haarsträubendsten Mittel, die nur der Aberglaube eingeben kann, und die dem Kranken unfehlbar Tod statt Genesung bringen müssen, oft angewandt? Das sind noch die Vernünftigeren, die den Kranken ruhig sterben lassen, denkend, daß derselbe, der die Krankheit schickte, sie auch wieder wegnehmen kann. — Das Herz thut mir weh, wenn ich dieses

sehe oder davon höre, denn es sind doch Menschen mit denselben Gefühlen wie wir. O Vater," sprach Ignaz und trat vor ihn hin, „wir waren auch arm, und Gott hat deine Bemühungen so sehr gesegnet, daß du dich emporgeschwungen hast, wie Wenige. Wir besonders müssen zeigen, daß wir dessen würdig sind, indem wir uns nicht nur als reiche Emporkömmlinge beweisen, sondern indem wir ebenso gut und noch besser für die, welche unter uns stehen, sorgen, als die edlen polnischen Magnaten, welche vor uns hier gelebt haben. Dann erst wird Jedermann unsern Namen mit Achtung nennen.“ —

Es klopfte an der Thür, und der junge Gutsherr ward hinausgerufen.

„Meine Ansicht ist die, lieber Vater, daß die Zustände des Dorfes den Gutsherrn mehr ehren, als die blühendsten Felder.“ Mit diesen Worten ging er hinaus, den Alten seinem Nachdenken überlassend.

Der Sohn hatte ihn bei seiner schwachen Seite gefaßt: Ehre und Ansehen vor den Menschen. — Eine Schule, ein Krankenhaus aus eigenen Mitteln bauen, — wer hatte das bis jetzt gehört! Sein Name würde rühmend genannt werden, vielleicht sogar im Landtag; wer weiß, sein Sohn würde wohl gar in's Abgeordnetenhaus gewählt werden u. s. w. Kurz, je mehr Johannes Plotogorski nachdachte, desto mehr begeisterte er sich für den Plan; denn um Ehre zu erkaufen, hätte er auch das Doppelte hergegeben, und als er später von seinem Sohne Abschied nahm, war bereits besprochen worden, wann mit den Vorbereitungen zum Bau begonnen werden sollte. — —

Ignaz brauchte nicht lange mehr im Zweifel zu sein, daß seine schöne Nachbarin mehr als ein Gebilde seiner Phantasie, auch mehr als ein flüchtiger Gast in Niwra sei.

Gar oft wanderten seine Augen und noch öfter seine Gedanken zu der halbverfallenen Villa hinüber, und er wunderte und freute sich, daß er sie allmählich in etwa aus ihrem traumhaften Zustand erwachen sah, ohne zu wissen, daß er indirekt den Impuls dazu gegeben hatte. —

So oft nämlich Neonila in den Nachbargarten hinüberschaute und die freundliche Ordnung sah, die dort herrschte, und sah, wie die jungen Pflanzen so lustig emporkeimten, ärgerte es sie, daß ihr eigenes Gärtchen so todt da lag.

Sie ging zu dem alten Diener und sagte schmeichelnd:  
„Lieber Adam, du verstehst etwas vom Garten?“

„Und ob, liebes Fräulein, ich bin ein gelernter Gärtner so zu sagen.“ —

„Und es würde dir nicht zu viel Mühe machen, unser Gärtchen etwas in Ordnung zu bringen?“ —

Er sah sie verwundert an.

„Schau, du könntest dir ja einen jungen Bauernburschen zu Hülfe nehmen, das würde nicht viel kosten, glaube ich. Du kannst ja über die Mauer in den Nachbargarten schauen, wie man's dort macht. Dort ist Alles sehr schön in Ordnung.“ —

„O, das weiß ich selbst ebenso gut, so zu sagen,“ erwiderte der Alte, der anfangs mit dem Kopf geschüttelt, dann aber selbst Freude an dem Projekt gewonnen hatte und andern Tags mit Hülfe eines stämmigen Burschen die Arbeit begann.

Nach einer Woche kam Neonila wieder. „Adam, heute hat man beim Nachbar Erbsen gepflanzt. Das müssen wir auch thun, denn Papa ißt sie so gerne; du mußt welche kaufen, sie werden jetzt gewiß billig sein. Ich will sie selbst in die Erde hineinsetzen, denn deinem alten Rücken thäte das Bücken sicher weh, und mir macht es Vergnügen; ich kann ja Handschuhe dabei anziehen.“ —

Und der alte Adam und das junge Fräulein hatten sichtlich Freude an ihrer Arbeit, und Neonila's bleiche Wangen rötheten sich zusehend's.

Jedoch nicht bloß über den Garten erstreckte sich ihr Reformationswerk, auch die Räume suchte sie so wohnlich zu gestalten als möglich, und hier mußte die Aja helfend eingreifen. Sie mußte helfen, aus einem früheren Gesellschaftskleide von weißem Tüll Vorhänge zu machen für Neonila's kleines Fenster, und die blauen Haarschleifen von ehemals als Aufputz verwenden, mit einem bunten Shawl des Vaters Lehnstuhl neu überziehen u. s. w.; doch auf diesem Gebiete reichten Mittel und Kräfte nicht weit.

Das junge Mädchen führte im übrigen ein recht armes, freudloses Leben. —

Ihr Vater war kränklich und erbittert, unzufrieden mit seinem Loose und vergällte ihr jede kleine Freude durch seine üble Laune.

Und sie hatte Niemanden, zu dem sie flüchten, dem sie ihr Leid klagen konnte, denn sie war jetzt kein Kind mehr, so daß sie zu der Aja in Allem ihre Zuflucht hätte nehmen können.

Mit Vorliebe suchte sie einsame Sparzierungänge auf. Wenn sie sinnend an der Wassermühle stand und zusah, wie es dort brauste und zischte und der weiße Gischt empor spritzte, heftete sich ein Lächeln an ihren Mund; wenn sie in den Wald trat, wirkte seine erhabene Ruhe, das geheimnisvolle Rauschen und Wogen seiner Wipfel gar wohlthuend auf ihr Gemüth, und wenn ihr Auge wie gebannt an der wundervollen Pracht des Sonnenunterganges hing, hob sich ihre Seele empor zu der Schönheit und Harmonie einer höheren Welt, gen die alles Erdenleid und -freud nur Seifenblasen sind.

O hätte ihr verwaistes Herz sich den erhabenen Trost der Religion zu wahren gewußt: sie hätte noch einen andern, sie hätte den besten Tröster gefunden.

Sie war wohl religiös von Natur, und die Aja hatte dafür gesorgt, daß sie der russischen Religion fremd und der katholischen zugethan blieb; aber was half ihr das? Griechisch-orthodox dem Bekenntnisse, römisch-katholisch dem Verlangen und der Uebersetzung nach, konnte sie an den Heilmitteln der Kirche, den Sakramenten, keinen Theil nehmen, hatte sie nirgendwo Heimathrechte.

Der junge Gutsherr beobachtete aus der Ferne das Thun und Treiben der schönen, traurigen Nachbarin. Er nahm einen so warmen Antheil an ihr, daß seine Gedanken mehr bei ihr, als bei seinen Obliegenheiten waren, und ohne sie zu kennen, liebte er sie mit dem ganzen Ernst und der ganzen Kraft seiner Seele.

Durch seinen Vater hatte er auf's Genaueste erfahren, wer sie sei, woher sie stamme, wo sie bis jetzt gewesen u. s. w., und dieser hinwieder war schlau genug, gar bald zu merken, wie es im Herzen seines Sohnes aussah.

Johannes Plotogorski rieb sich vergnügt die Hände und kombinierte einen Plan. — —

Ignaz entsprach keineswegs dem Ideal eines Mannes, wie es in Neonila's Träumen lebte; seine Physiognomie war klug, vertrauenerweckend und angenehm, aber die Nase war zu lang und erinnerte an die semitische Abstammung, seine Statur war eher breit als schlank, und sein ganzes Wesen ließ jene Gewandtheit und Sicherheit, wie sie dieselbe in den Petersburger Salons gewohnt gewesen, vermiffen.

Neonila war daher weit entfernt, ihm ein wärmeres Interesse entgegen zu bringen, aber sie sah das Nutzenbringende, was er allenthalben that, sah die Schule und das Krankenhaus wie aus dem

Boden emporwachsen, sah, wie er die Seele der ganzen Gutsverwaltung und wie Alles aufs Beste eingerichtet war, sah ihn dem Bauer und Armen allzeit hülfreich beistehn, sah ihn auch in der Kirche voll Demuth und Andacht vor seinem Schöpfer knieen, und dieser Gesamteindruck seines Charakters flößte ihr Sympathie ein und rang ihr hohe Achtung ab.

Ja, sie war manchmal mit der Aja in die Kirche gegangen, und dies veranlaßte Ignaz, zu glauben, daß sie ruthenischer, d. i. griechisch-unirter Religion sei, welche mit der römisch-katholischen identisch und nur durch Neußerlichkeiten von dieser verschieden ist.

So ging der Sommer im ruhigen Gleichmaß der Tage dahin, und der Herbst war da mit reichem Segen.

Ein hoch mit Korn beladener Wagen nach dem andern schwankte durch die Einfahrt des zu den herrschaftlichen Scheuern führenden Hofes, aber auch ein Sängerkhor nach dem andern zog fort aus dem grünen Walde, und ein Blatt nach dem andern wurde gelb.

An einem schönen Septembermorgen, als Neonila den Weg zum Walde einschlug, sah sie vom Dachfirst des sich dort erhebenden neuen Gebäudes einen jungen, mit bunten Bändern gezierten Tannenbaum grüßen, zum Zeichen, daß der Bau vollendet sei.

Vor dem Gebäude stand der Gutsherr und sein Vater, — und der graue Herr dort in grauem Ueberzieher und grauem Cylinder — Himmel das war ja der Knias Nicolaus de Korys! — Er sah so munter und wohl aus, wie sie ihn lange nicht gesehen hatte, so daß sie sich ordentlich darüber freute und auf seinen Ruf sich der Gruppe näherte.

Nachdem er ihr die Herren vorgestellt hatte, sprach er in so warmen, anerkennenden Worten von dem humanitären Zweck und schien überhaupt so vertraut mit den beiden Herren, daß sie ihren Vater, der auf seine Abstammung von den Fürsten von Galicz nicht wenig stolz war und jeden Emporkömmling, je reicher er war, desto gründlicher verachtete, gar nicht wiederkannte.

Ignaz lehnte das Lob des Kniasen bescheiden ab, und Neonila versetzte:

„Freilich, auf diese Art zur Bildung und zum Glück und Nutzen der Mitmenschen beitragen, etwas in's Leben rufen können, was Generationen hindurch segensreich wirken muß, ist ein so beneidenswerthes Loos, daß es seinen Lohn in sich selbst trägt.“ —

Nachdem sie noch einige Worte mit den Herren gesprochen, verabschiedete sie sich und setzte ihren Spaziergang fort. Aber die ruhevolle Stimmung war verschwunden, eine gewisse ahnungsschwere Aufregung hatte sie ergriffen und ließ sie von dem schönen Herbsttage im goldig schimmernden Walde nicht den Genuß haben, den sie sich versprochen hatte. — — —

Besser aufgelegt als sonst, kehrte ihr Vater heim und sagte, indem er einen Kuß auf ihre Stirn drückte: „Morgen, mein Töchterchen, werde ich nicht zu Hause speisen. Unser Nachbar, der Gutsherr, hat nämlich zur Feier der Vollendung des Schulgebäudes einige Herren aus der Nachbarschaft eingeladen und mich gebeten, die Gesellschaft durch meine Gegenwart zu beehren.“

Ein verwunderter Blick aus Neonilas blauem Auge traf ihn, und denselben richtig deutend, versetzte er: „Freilich, es sind bloß Emporkömmlinge, der Alte soll sogar ein Jude gewesen sein, aber in der jetzigen Zeit zollt man nicht mehr, wie früher, die Achtung je nach der langen Reihe der Ahnen, sondern nach dem Umfange des Geldbeutels. — Uebrigens sind es recht gebildete Leute, zumal der Sohn, und da er sich wirklich um das Dorf verdient gemacht hat, mochte ich ihn nicht durch eine Ablehnung beleidigen. Man muß der guten Sache schon gewisse Standesrückfichten zum Opfer bringen. Bin begierig, ob die Leute auch zu leben, d. h. einen feinen Tisch zu führen verstehn.“ Dann schritt er, ein Liedchen pfeifend, durch's Zimmer auf und nieder.

Neonila lachte, denn sie freute sich über des Vaters gute Laune, der jetzt sogar zärtlich wurde und, sie wiederholt auf die Stirne küssend, sagte: „Ich habe überhaupt beschlossen, aus meiner bisherigen Abgeschlossenheit herauszutreten; ich weiß, daß ich dies meinem jungen schönen Töchterchen schuldig bin. Wir werden auch Besuche in der Umgegend machen. — Die Herren Plotogorski haben gebeten, morgen ihre Aufwartung machen zu dürfen, und ich habe es ihnen gestattet.“ — —

Johannes Plotogorski war noch derselbe schlaue Fuchs von ehemals, und nachdem er seinen Plan gefaßt, hatte er, ohne seinen Sohn diesbezüglich ins Vertrauen zu ziehen, die Sache eingefädelt.

Wie zufällig fuhr er gelegentlich einer Reise nach Lemberg mit dem Kniasen in demselbe Coupé und sprach nebenbei von Börsenspeculationen, und wie man, wenn man nur ein wenig Idee von der Sache habe, unfehlbar dabei gewinnen müsse

Anfangs hüllte sich der Knias in stolzes Schweigen; als aber sein Gegenüber zur Bestätigung seiner Ansicht sich sogar anbot, ihm 500 Gulden zu leihen, und falls er nach seiner Weisung damit verfare und dennoch verliere, nichts davon zurückzufordern, sagte er lachend: „Es gilt.“

Freilich 500 Gulden hatte Plotogorski auf's Spiel gesetzt, aber die Annäherung, die er gesucht hatte, war gemacht. Der Knias gewann in der That, und als man nach drei Tagen wieder gemeinsam nach Rivra zurückfuhr und an dem eine halbe Stunde vom Dorfe entfernt liegenden Bahnhof die Equipage des Gutsherrn auf den Vater desselben wartete, nahm er das Anerbieten zur Mitfahrt gnädigst an. Und im bequemen Wagen, dessen elastische Federn das Fahren auf den holperigen Wegen kaum bemerkbar machten, wurde noch ein weiteres Anerbieten; nämlich 500 Gulden, die ihm sein gefälliger Nachbar für etwaige weitere Operationen gegen bloßen Schuldschein zur Verfügung stellte, huldreichst angenommen. Der Knias war froh, daß ihm Jemand solchen Credit gewährte, und während er sich in die weichen Polster zurücklehnte, kam er sich vor, als sei er der Herr des Wagens und des Gutes und der an seiner Linken Sitzende bloß der Verwalter seiner Gelder.

Die Herren Plotogorski hatten ihre Aufwartung gemacht und kamen von da an öfter; ja es wurde sogar ein Whistabend arrangirt. — Je mehr Ignaz Neonila kennen lernte, desto mehr wuchs seine Liebe zu ihr; doch traurig fragte er sich manchmal, ob er sie wohl je gewinnen werde. Sie trat ihm gegenüber nie aus ihrer ruhigen Artigkeit heraus; aber war denn ein freundlicher Blick schon das Anzeichen eines wärmeren Gefühls? —

Nein, Neonila erwiderte seine Liebe nicht. Wohl war seine Gesellschaft ihr eine ganz angenehme Abwechslung in der Monotonie ihres Daseins, wohl tauschte sie mit Vergnügen seinen klugen Worten und sollte den ehrenhaften Grundsätzen, die sich schlicht und recht in seiner Rede widerspiegelten, Achtung und Beifall, — aber ihr Ideal war er nicht, dafür war er zu einfach; ihr Ideal blieb nach wie vor Stanislaus von Konopski. Täglich dachte sie an ihn und sehnte sich nach ihm, und in solchen Momenten haßte sie beinahe denjenigen, der jetzt das Konopskische Erbe besaß. —

Ihrem Hang zum Schwärmen und Träumen nachgebend, malte sie sich ihr Zukunftsbild stets an der Seite dieses ihres Ideals aus, und obschon sie gar nicht wußte, ob und wo der für



sie längst Verschollene lebte, glaubte sie doch so fest daran, daß sie ihn wiedersehen und die Seine werden würde, als ob eine Stimme von oben ihr dies gesagt hätte.

In dem ernstesten und ausdauernden Charakter des jungen Gutsherrn lag es nicht, stürmisch mit Liebe und Werbung hervorzutreten und etwas zu erobern zu trachten, was nur die Zeit zur Reife bringen konnte. Ruhig harrete er, ob der Himmel, dem er täglich diesen seinen Herzenswunsch, Neonila's Gegenliebe, in innigem Gebete vortrug, ihm Erhörung bringen würde, als sein Vater durch einige kurze, aber wohlberechnete Worte eine Bombe in dies Stillleben seiner Gefühle hinein schleuderte.

Er sprach von dem traurigen Leben, welches die liebenswürdige Tochter des Kniasen an der Seite eines griesgrämigen Vaters, der augenscheinlich mit einem Leberleiden zu schaffen habe, führen müsse, daß aber ihr jetziges Loos immerhin noch beneidenswerth sei gegen dasjenige, das ihr bevorstehe.

Der erschrockene Blick, den Ignaz daraufhin seinem Vater zusandte, forderte ihn zu einer weiteren Erklärung auf.

„Ich will nicht sprechen davon, daß, wenn der Alte stirbt, sie keinen Kreuzer haben wird zum Leben — denn das Bissel Pension, was er von Rußland her bezieht, fällt dann weg; — und was geschieht dann mit einem so schönen, unerfahrenen Fräulein? — — Nein, ich weiß auch, daß sie soll verkauft werden an den Baron P., weißt, den mit dem gelben, hagern Gesicht und den rothen Augen, von dem man allerlei Schlechtes spricht. Zwanzig Jahre hat er in Paris zugebracht; — weißt, was das heißt? — Jetzt auf seine alten Tage will er eine schöne junge Frau zur Pflegerin haben, Geld hat er ja genug. Das arme Ding wird wenigstens keinen Mangel zu leiden haben. Und doch ist sie so lieb, daß sie auch einen jungen reichen Mann heirathen könnte. — — Da sagt man, die Juden schachern. Christen schachern ebensogut, sie verschachern ihr eigen Fleisch und Blut.“ —

„Du hast dir was eingebildet, Vater,“ sprach Ignaz sichtlich aufgeregt.

„Wirst sehst, daß ich recht hab'.“

„Aber sie wird's nicht thun.“ —

„Sie ist eine viel zu gehorsame Tochter, und wenn sie nicht verliebt ist in einen Andern, warum nicht? — Weißt, Ignaz, wenn ich du wäre, ich gönnte sie dem gelbsüchtigen Affen nicht, ich nähm' sie für mich.“ —

„Aber sie hat ja kein Geld, Vater.“

„Brauchst du's? Und ist sie nicht schön und rein, wie eine Blume, und eines Kniasen Tochter?“

„Aber ich bin kein Baron.“ —

„Bist du nicht jung, und dein Gut doppelt so groß wie das des Barons? Und was nicht ist, kann noch werden. Geh, sowohl der Alte wie seine Tochter müßten närrisch sein, wenn sie dich nicht vorzögen.“

„Und wenn sie mich nicht liebt?“ —

„Was heißt „liebt?“ Die Liebe wird schon kommen, die wahre Liebe kommt immer erst in der Ehe.“ —

Baron P., ein Lebemann mit näselnder Stimme und frechen Augen, suchte in der That in letzter Zeit gar häufig die Villa des Kniasen auf, die sich, dank Neonila's Sorgfalt und dem Gelde, welches der alte Plotogorski seinem Nachbarn stets zur Verfügung stellte, etwas herausgeputzt hatte. Jedoch Neonila empfand vor ihm und seinen faden Schmeicheleien ein geheimes Grauen und vermied ihn soviel als möglich.

Die Tage wurden länger und die Luft milder. Die Massen Schnee, die sich Bergen gleich im Gärtchen aufgethürmt hatten, und durch deren Last das Dach des Gartenhäuschens eingestürzt war, schwanden mehr und mehr; die Macht des Winters war gebrochen, und das Frühjahr kam.

Doch je näher der Frühling heranrückte, desto unerquicklicher wurde es in der kleinen Villa, desto mehr verfiel der Knias in eine nervöse Melancholie und Unruhe.

Neonila betrachtete oft mit Sorge seine Züge, die unverkennbar leidend ausfahen und einen gelben Anflug bekamen. Was sollte daraus werden? War eine Krankheit im Anzuge? Schwere Ahnungen lasteten auf ihrer Seele, und wenn sie auch oftmals vor dem Bilde der Gottesmutter ihren Kummer ausgoß und ihr Herz durch Thränen erleichterte, ihre bange Ahnung wollte nicht schwinden.

Der Josephitag war wundervoll warm und sonnig, und Neonila, die ergrauenden Haare ihres Vaters zärtlich streichelnd, bat ihn, einen Gang in's Freie zu machen. Das würde ihm sicher gut thun, meinte sie, und zog ihm den Ueberzieher an, setzte ihm den grauen Cylinder auf und drückte ihm den Stock mit der Elfenbeinfrücke in die Hand. — — Er gab ihrem Drängen nach, und so sehr schien ihm die frische Luft zu behagen, daß er drei Stunden

ausblieb und sein Töchterchen voll Unruhe bereits fünfmal nach ihm ausgeschaut hatte. —

Endlich kam er, und der Gang schien ihm gut gethan zu haben, denn sein Schritt war elastisch, seine Wangen waren geröthet und sein Auge blitzte.

Jedoch Neonila, die sich so sehr darüber gefreut haben würde, sah es nicht, denn sie hatte sein Kommen nicht bemerkt, und sobald er in's Haus trat, nahm er wieder die alte leidende Miene an. —

Nach dem Mittagmahle begann er: „Neonila, mein Kind, ich fürchte, ich werde nicht lange mehr bei dir sein, und ich möchte dich so gerne versorgt wissen, ehe ich von diesem Leben, das nur Entbehrungen und Enttäuschungen für mich hatte, scheide.“

„Sprich nicht so, Papa; wenn der Sommer kommt, wo du fleißig herumspazieren kannst, wirst du dich auch wieder wohl und kräftig fühlen, und über meine Versorgung darfst du dir erst recht den Kopf nicht zerbrechen, die wird mit den Jahren sich von selber finden.“ —

„Aber du bist arm, und wenn ich sterbe, bleibt dir nichts! — Laß mich zu Ende reden,“ fuhr er fort, als er sah, daß sie etwas erwidern wollte. — „Mein dringender Wunsch ist, dich sobald als möglich zu verheirathen, erst dann werde ich Ruhe haben und den Rest meines Lebens ungestört genießen. — Ich weiß, unser Nachbar, der Gutsherr, bewundert dich; er ist reich und ein Ehrenmann durch und durch; an seiner Seite würdest du jedenfalls mehr vom Leben haben als bisheran, mein armes Kind.“

„Woher weißt du das? — hat er bei dir um mich angehalten? wagte er das? — er mußte doch wissen, daß ich ihn nicht liebe und nicht für ihn bestimmt bin!“ rief sie aus und stand mit ineinander geschlungenen Händen hoch erglühend vor ihrem Vater.

„Er nicht, aber der Alte. — Ich war auch erst ganz betroffen über diesen Antrag, bin ich doch ein Abkömmling der ruthenischen Fürsten und er bloß ein Emporkömmling, — aber“ ...

„Deine Tochter denkt in dieser Beziehung, wie es ihres Vaters und ihrer Ahnen würdig ist,“ unterbrach sie ihn, „und sie lehnt ihn ab; sie zieht es vor, arm zu sein.“ —

Er schüttelte den Kopf. „Wenn dem so ist, wie du sagst, mußt du seiner Werbung Gehör geben, nur so kannst du verhindern, daß eine Schmach auf unsern alten Namen fällt.“ —

Sie prallte zurück; das hatte sie nicht erwartet. „Ich verstehe nicht,“ murmelte sie.

„Arm zu sein ist ein trauriges Loos,“ sprach er ablenkend. „Schau meine grauen Haare, schau mein gelbes Gesicht; — ich weiß, daß ich ein Leberleiden habe, eine Reise nach Karlsbad können mich vielleicht retten. Wenn du ihn nähmest...“

Sie sah ihn mit einem traurigen, vorwurfsvollen Blicke an. „Ich kann nicht, Vater; — wir können das Geld vielleicht leihen.“ —

„Leihen?!“ Er lachte gellend auf. „Als wenn wir dies nicht bereits viel zu viel gethan hätten! — Weil du denn nicht anders willst, so höre, was ich dir zu sagen habe, und beharrst du dann noch bei deinem Entschluß und verschließest mir den einzigen Weg, der zur Rettung übrig bleibt, so fällt mein Untergang auf dich zurück.“ —

Er schwieg einige Augenblicke und beobachtete seine Tochter, die auf einen Stuhl am Fenster niedergesunken war und mit den Händen das Gesicht bedeckt hielt. Bei den harten Worten ihres Vaters drangen Thränen durch die schlanken Finger, aber sie schwieg.

Der Knias fuhr fort: „Der Plotogorski hat mir 10 000 Gulden vorgestreckt; ich habe sie größtenteils an der Börse verloren, jedenfalls bin ich nicht im Stande, sie zurück zu zahlen. — Der Baron N. in Petersburg hat an mich eine Spielschuld von 20 000 Rubel zu fordern, — noch zwei Monate und der Zahlungstermin ist da. Spielschulden sind Ehrensulden; kann ich nicht zahlen, so bleibt mir nichts anders übrig als eine Kugel durch den Kopf.“ —

Sie saß noch immer unbeweglich da, als der Alte, einer plötzlichen Eingebung folgend, vor ihr niederkniete und ihre Kniee umfassend flehte:

„Neonila, du kannst mich retten, du kannst mir das Leben erhalten und meinen grauen Haaren die Schande ersparen, du bist ja meine Tochter, wirst du mich vergeblich bitten lassen? Dafür, daß die Plotogorski die Ehre haben werden, unseren Namen mit dem ihrigen zu verbinden, werden sie 30 000 Gulden erlegen, vermittelt welcher Summe ich sowohl meine Verbindlichkeiten gegen den Baron N. wie auch gegen den alten Plotogorski tilgen kann. Ich werde auch eine Karlsbader Kur mir davon noch gestatten können.“ —

Die Selbstsucht, die im Verhältnisse zu dem großen Opfer, das von Neonila gefordert wurde, in diesen letzten Worten lag,

berührte sie auf's Schmerzlichsste, und sie sprach sehr ernst, indem sie sich von ihrem Sitze erhob:

„Steh' auf, Vater, es geziemt sich nicht, daß ein Vater vor seiner Tochter kniee. Du hast mir meine Pflicht zu scharf vorgezeichnet, als daß ich noch schwanken dürfte. Der junge Plotogorski mag seine Werbung anbringen, ich werde ihn nicht abweisen. Bis jetzt habe ich ihn für einen Ehrenmann gehalten, aber nun ich sehe, daß er mich wie ein Kaufobjekt erhandeln will, kann ich ihm nicht einmal Achtung mehr zollen.“

„Aber du wirst ihm nicht sagen, daß du um unsern Vertrag weißt, ich habe versprochen, ihn geheim zu halten,“ sprach der alte Anias, der Neonila in dem Glauben lassen wollte, als wisse Ignaz von dem, was doch bloß zwischen ihm und dem alten Plotogorski abgemacht war.

Sie streifte ihn mit einem mitleidigen Blick. „Habe ich in der Hauptsache deinen Willen erfüllen können, so kann ich es auch in der Nebensache thun. — — Aber Vater, ach Vater, du weißt gar nicht, welch großes Opfer du von mir verlangst. Ich hätte nie gedacht, daß mein Leben so arm an Liebe und Freude sein würde.“

„An Freude gewiß nicht,“ und der Alte schloß sie mit Zärtlichkeit in seine Arme, „denn du wirst reich sein und Alles dein nennen können, was du nur willst, und noch obendrein die beseligende Genugthuung haben, deinen alten Vater vom Verderben gerettet zu haben. Und dein Mann wird dich auf den Händen tragen, vielleicht wirst du ihn auch lieben lernen!“ —

Neonila entwand sich seinen Armen und floh auf ihr Zimmer. —

Nach zwei Tagen erschien Ignaz. Neonila, in dem Glauben, daß der mit ihrem Vater abgemachte Vertrag ihm bekannt sei, empfing ihn unsäglich kühl und stolz, so daß er gerne, ohne sein Vorhaben zur Ausführung gebracht zu haben, umgekehrt wäre; aber er war ja mit Frack erschienen, er konnte nicht anders.

Er bot ihr also Herz und Hand an, mit einfachen aber warmen Worten, und wurde angenommen, freilich ohne sonderliche Wärme; und als er später nach Hause zurückkehrte und sich sagen mußte, daß er diejenige, die er so innig liebte, nun seine Braut nennen dürfe, ward ihm nicht wohl, sondern wehe dabei zu Muth.

Warum hatte sie ihn denn angenommen, wenn sie ihn nicht liebte? Vielleicht nur, um dem gelben Baron N. zu entgehen?

Betrachtete sie überhaupt, wie viele vornehme Frauen, die Liebe als Nebensache bei der Ehe?

O, sie würde ihn schon lieben lernen, wenn sie erst seine Hingebung und Liebe kennen gelernt hätte! — Sie sah so blaß und leidend aus. — Vielleicht war sie gar krank?

Ja, die nächste Zeit sollte ihn schon lehren, daß sie in der That krank war.

Die Folge der vorhergegangenen Aufregung war ein hitziges Fieber, so daß Ignaz sie zwei Wochen hindurch gar nicht sehen konnte, und als er sie dann wieder sah, in ihr süßes schmales Gesichtchen schaute und die abgemagerte Hand in der seinen hielt, gelobte er, daß er Alles daran setzen wolle, sie glücklich zu machen. Er wollte sie nicht mit Fragen quälen, er wollte der zärtlichste, aufmerksamste Gatte sein, ihr thun, was er ihr an den Augen absehen konnte. —

Nach vier Wochen sagte der Arzt, daß die Krankheit zwar vollständig gehoben, aber zur gänzlichen Kräftigung ein Aufenthalt im Süden dringend anzurathen sei. — Was lag näher, als daß die Idee der Hochzeitsreise damit vereinigt wurde?

Am 16. Mai fand in der Dorfkirche zu Nivra die Hochzeit des jungen Paares statt, und am folgenden Tage reisten die Neuvermählten ab zu einem längeren Aufenthalt in dem nördlichen Italien und Tirol.

Der alte Knias hatte wieder Geld und war gesund und guter Dinge. Der alte Plotogorski verwaltete während der Abwesenheit seines Sohnes das Gut. —



## Fünftes Kapitel.

Alle Hoffnungen des jungen Ehemannes, die Liebe seiner Frau zu gewinnen, erwiesen sich als erfolglos. —

Seine Zärtlichkeiten wurden nur geduldet, nie erwidert, — seine Aufmerksamkeiten nur mit Höflichkeit, nie mit einem warmen Danke aufgenommen. —

Neonila, die sich jeden Tag wiederholte, daß ihr Mann sie erschachert hatte, wollte seine guten, liebenswerthen Eigenschaften nicht sehen, und sie, die gegen alle so freundlich war, hüllte sich ihm gegenüber in schroffe Kälte und Zurückweisung. —

Dem ehrlichen Ignaz fehlte gänzlich der Schlüssel zu diesem seltsamen Benehmen seiner Frau, und wenn auch manchmal die Bitterkeit in seinem Herzen aufwallen wollte, so verstand er es doch stets, sie zu unterdrücken; — sie war ja noch krank und mußte geschont werden. —

Die Folge davon war, daß er allmählich die gleiche kühle Zurückhaltung sich auflegte; aber er litt sehr darunter, und sowohl während der Zeit, als das junge Paar im Süden weilte, wie auch, als es nach Nivra zurückgekehrt war, sah ein jeder Tag ihn in der Kirche an den Stufen des Altars knieen, um den allmächtigen und gütigen Gott, der ihn aus den Finsternissen des Judenthums zum Lichte geführt, aus tiefstem Herzensgrunde anzuflehen um das Herz und die Seele seiner Frau. Er hatte erst zwei Tage vor der Hochzeit erfahren, daß sie nicht griechisch-katholisch, sondern griechisch-orthodox sei; aber er hatte sie ja oftmals andächtig in der

Kirche beten sehen und hoffte, mit Hülfe dieses religiösen Gefühls sie allmählich zur Wahrheit zurückführen zu können. — Aber auch das religiöse Gefühl hatte bei Neonila, wie alles Andere, ja, mehr als alles Andere durch ihre Heirath sich in Gleichgültigkeit verkehrt; es war, als hätte eine Lethargie Herz und Geist umfassen, und sie sagte sich, daß wenn ein Gott im Himmel für sie Sorge trüge, das Unglück dieser Heirath, das sie doch durch nichts verschuldet habe, nicht über sie gekommen wäre. — Ignaz jedoch glaubte und vertraute fest, daß Gott sein Gebet erhören werde, und wenn er am Morgen sein Leid zu Füßen des Gekreuzigten ausgegossen hatte, so ging er erleichtert an sein Tagewerk. —

Die Obliegenheiten, die ihre Pflicht als Guts herrin mit sich brachten, sagten Neonila's Charakter viel zu sehr zu, als daß nicht ihre Apathie allmählich einem wohlthuenden Thätigkeitstrieb gewichen wäre. Die Dorfkinder, die sie beschenkte, die Kranken, die sie besuchte, die Arbeiter, mit denen sie manchmal ein freundliches Wort redete: alles liebte die junge Frau, obgleich sie meist ernst und traurig ausah, — nur Ignaz gegenüber blieb sie stets gleich fremd und kühl, und seinem Vater wich sie aus, so viel sie konnte. —

Neonila war absichtlich blind, sonst hätte sie sehen müssen, daß ihr Mann, der sonst so bescheiden war und Glanz und Ansehen niemals suchte, sie nicht erkaufte hatte, um seinen Namen mit dem ihren auszuslickern, sondern daß er keiner unehrenhaften Absicht fähig und edler war, wie Mancher, der auf dem Throne geboren. — Früher hatte ihre gesunde Seele den Adelsstolz nicht gekannt, jetzt jedoch hatte ihr verletztes Gefühl ihn sich als Maske vor die Augen geschoben, und sie bedachte nicht, daß das Geld, welches der Jude Kreuzer für Kreuzer gesammelt, reiner war, wie das, was je durch die Hände ihres Vaters gegangen. —

Der alte Knias reizte seine Tochter immer mehr darin auf; denn wie alle selbstsüchtigen Naturen hatte er nachträglich einen Widerwillen gegen denjenigen, der ihn rettete; er wähnte, daß die Plotogorski für die hohe Ehre, die er ihnen erwiesen, einen ewigen Dank schuldig seien, und fand es äußerst undankbar und schlecht von dem Alten, daß er keine neuen Geldbeträge ihm zur Verfügung stellte und sogar Schwierigkeiten machte, als er einstmals ihn darum anging. — Von der Zeit an haßte und verachtete er ihn. — Neonila, die er auch um Geld ansprach, hatte ihm ebenfalls kategorisch erklärt, daß sie nicht in der Lage sei, ohne Vorwissen ihres Mannes über größere Summen verfügen zu können,



und mit diesem werde sie niemals eine Geldfrage erörtern. —

Zwei Jahre waren so vergangen, und der alte Anias, welcher seit der Heirath seiner Tochter nicht mehr in der Villa, sondern im Herrenhause wohnte, wurde krank. Das Schlucken machte ihm heftige Beschwerde, der Magen wollte die genossenen Speisen nicht bei sich behalten, und der Arzt erklärte kopfschüttelnd: ein hartnäckiges Magenleiden sei vorhanden; es wäre am besten, wenn er im Landeskrankenhaus in Lemberg, wo berühmte Aerzte und nöthigenfalls auch Operateure zur Hand seien, Heilung suchen würde. —

Man zögerte nicht lange, diesem Rath Folge zu leisten. — Ignaz stellte seiner Frau sofort das zur Kur ihres Vaters nothwendige Geld zur Verfügung, und so reiste sie denn als seine Pflegerin mit ihm zur Hauptstadt des Landes hin. —

Es war an einem milden Sommerabend, als sie dort anlangten und sich durch einen offenen Thier ihren zukünftigen Aufenthaltsort, wo sie ihre Ankunft bereits angezeigt hatten, zuführen ließen. Auf einer Anhöhe, die Stadt dominirend, erhebt sich weiß groß und stattlich das Landeshospital, selber eine kleine Stadt, aber eine Stadt des Schmerzes und des Leidens, wohin vom ganzen Lande diejenigen, die ein unheilbares oder unerkanntes Uebel heime sucht, sich flüchten. — Auf Neonila machte es in seiner schweigsamen Ruhe und Erhabenheit einen überwältigenden Eindruck, eine beklemmende Ahnung schnürte ihr die Brust zusammen, und hätte sie nicht an der Seite ihres Vaters geseffen, sie wäre in Thränen ausgebrochen. —

Nach einer durch bange Träume qualvoll durchbrachten Nacht schien kein freundlicher Tag ihr beschieden zu sein, denn der Himmel war grau, und ein feiner Regen rieselte nieder auf die Bäume des Gartens, die sie in träumerisches Sinnen versunken anstarrte.

Sie hörte, wie die Thüre des Nebenzimmers, wo ihr Vater weilte, sich öffnete; es mußte der Arzt sein, der um diese Stunde erwartet wurde. —

Sie warf einen Blick in den kleinen Spiegel an der Wand und schickte sich an, auch hineinzugehen, als sie eine Stimme hörte, die sie bis in's Mark erbeben machte, die sie nicht mehr gehört hatte seit mehr als 10 Jahren und die sie dennoch gleich wieder erkannte.

„Ich bin der in dieser Abtheilung ordinirende Arzt, Stanislaus von Konopski,“ hörte sie; darauf einen überraschten, freudigen Ausruf ihres Vaters, und schon hatte sie die Thüre weit

aufgerissen und stand plötzlich im weichen, weißwollenen Schlafrock, das braune Haar wie zur Kinderzeit aufgelöst und lockig über die Schultern herabwallend, den Strahl unsäglicher Freude in den schönen blauen Augen, wie eine himmlische Erscheinung vor dem jungen Manne.

„Kennen wir uns noch?“ sagte sie zu ihm, ihm beide Hände entgegenstreckend.

„Wie könnte es anders sein, Fräulein Neonila!“ rief er freudig aus, indem er auf sie zuellte und ihre Hände küßte.

Schnell entzog sie ihm dieselben bei diesen letzten Worten. „Nicht Fräulein mehr, schon Frau; — Frau Plotogorski,“ — setzte sie nach einigem Zögern hinzu. Ihr ausdrucksvoller und trauriger Blick erzählte ihm ihre ganze Geschichte, und was ihr Auge nicht erzählte, das erzählte ihm der Name Plotogorski; er wußte ja, wer der Eigenthümer seines väterlichen Gutes geworden war, und wie er seinen Namen umgetauft hatte. —

Nach einer peinlichen Zwischenpause lenkte Neonila das Gespräch auf die Krankheit ihres Vaters, die er, freilich ohne sie jetzt näher zu untersuchen, bald zu kuriren hoffte, und ging dann auf ein Erzählen der gegenseitigen Erlebnisse über.

Stanislaus hatte sein Talent nicht vergeudet und die Jahre nicht unbenutzt vorübergehen lassen; aus dem strebsamen Jüngling hatte sich ein hervorragender Mann entwickelt, und in seinem 26. Jahre war er bereits ein berühmter Arzt und Operateur und seit Mai an dem Lemberger Landesospital angestellt.

Der Knias erzählte von seinem achtjährigen Aufenthalt in Petersburg und ergoß sich weit und breit in Schilderungen des dortigen Lebens, welche den feingeschnittenen Lippen des jungen Arztes ein verächtliches, jedoch kaum merkliches Lächeln entlockten.

Neonila betheiligte sich wenig am Gespräch. Als Stanislaus von seinem bisherigen Leben und begeisterungsvoll von seinem Streben und seinen Errungenschaften erzählte, hing ihr Auge an seinen Lippen; als ihr Vater von dem seinen sprach, senkte sie es in den Schooß und spielte mit ihrem blauseidenen Gürtelbande. Stanislaus schaute sie verwundert von der Seite an und dachte: „Verkauft! dies herrliche Geschöpf verkauft, an einen armseligen Juden!“ —

Die Krankheit des Kniasen erwies sich bei näherer Untersuchung als sehr ernst. Der junge Arzt kam zwei Mal täglich, am Morgen, um die Sonde durch den Schlund in den Magen

einzuführen, — am Nachmittag, um sich nach dem Befinden seines Patienten zu erkundigen, in Wirklichkeit aber, um seine schöne Tochter sehen und sprechen zu können. —

Die ehemaligen Spielkameraden sprachen gerne von ihrer Kinderzeit und waren mehr beisammen als es für ihre Ruhe gut war.

Stanislaus von Konopski war eine interessante Erscheinung, ein bedeutender Arzt, aber kein gewissenhafter Mensch. Der Stolz, der schon als Knabe in ihm so mächtig war, hatte ihn allmählich immer weiter von Religion und Glauben abwärts geführt, der Umgang auf den Hochschulen hatte das Uebrige dazu beigetragen, und unter seinen Collegen war er als Skeptiker (Freidenker) allgemein bekannt.

Wie dehnbar ist aber bei einem Menschen ohne Religion das Gewissen! Er hatte bald genug eingesehen, daß Neonila ihm mehr zugethan sei, als dem Manne, dessen Namen sie trug; aber weshalb sollte er sich einen Zwang auferlegen? Er liebte die schöne Frau, — weshalb sollte er Rücksichten haben gegen denjenigen, der sein väterliches Erbe an sich gerissen und dort als Herr schaltete und waltete, wo seine Vorfahren geessen? —

Und Neonila? Hatte auch sie keine Rücksichten für den Mann, der sie stets mit der liebevollsten Sorge umgeben hatte? Scheute sie sich nicht, den in seinen heiligsten Rechten zu kränken, dessen freigebige Güte ihrem Vater und ihr den theuren Aufenthalt im Lemberger Landespitale ermöglicht hatte? Sie gab sich einfach keine Rechenschaft von dem, was in ihrem Innern vorging. Wohl fühlte sie, daß ihre fast an Apathie grenzende Gleichgültigkeit gegen das Leben plötzlich geschwunden war und einer nervösen Unruhe Platz gemacht hatte, daß ihr Gemüthszustand zwischen beseligender Freude und grenzenloser Trauer schwankte, und daß Stanislaus die Ursache davon war; aber es war ja, so sagte sie sich, nichts Böses dabei. — Warum sollte sie ihrem Herzen, das zu ewiger Einsamkeit verurtheilt war, diese süße Erregung mißgönnen, warum sollte sie Rücksichten nehmen auf den, der keine Rücksicht auf ihr Empfinden genommen, sondern sie erhandelt hatte, wie man ein Stück Vieh oder Waare erhandelt? —

Die tägliche Einführung der Sonde gewährte dem Patienten eine große Erleichterung, auch war in Folge der entsprechenden Ernährungsweise das Erbrechen seltener, so daß die Hoffnungen des Kniasen sich mit jedem Tage hoben, und Neonila lohnte den Retter ihres Vaters, wie sie den jungen Arzt insgeheim nannte,

mit einem leuchtendem Dankesblick aus ihren schönen Augen und mit einem warmen Druck der Hand. —

Der Verkehr zwischen ihnen wurde immer vertraulicher, der Knias sprach bereits ganz unumwunden von seinen intimsten Familienangelegenheiten, und gar deutlich prägte sich in Allem aus, wie wenig er die Plotogorski achtete und liebte. Neonila betheiligte sich zwar nie an solchen Redensarten, aber auch nie vertheidigte sie den Mann, der sein Leben für sie hingegeben hätte.

Stanislaus machte aus seiner Bewunderung für sie kein Hehl und ließ es an Bemerkungen nicht fehlen, daß Alles ganz anders gekommen sein würde, wenn das Schicksal sie früher zusammengeführt hätte.

Gerne fing der Knias derartige Worte auf, und eines Abends, als er dem schweren alten Weine, der ihm zur Stärkung verordnet war, gar zu sehr zugesprochen hatte, umarmte er sogar in stürmischer Aufwallung den jungen Mann und rief aus: „Ja, edler Freund, wären wir früher einander näher getreten, ich wäre nicht genöthigt gewesen, das Glück meiner Tochter an dies Gefindel zu verkaufen um lumpige 30 000 Gulden!“

„Papa,“ rief Neonila voll Entrüstung aus, „wie kannst du so sprechen!“ —

„Aha, mein Täubchen,“ lachte der Vater, „du thust wohl so, aber denkst und fühlst doch ebenso, wie ich.“ —

„Bin ich denn ein Fremder, vor dem man Derartiges sorgfältig geheim halten muß, Neonila,“ sagte Stanislaus, ihr die Hand reichend mit einem heißen Blick, und betonte dies letzte Wort innig und so eigenthümlich, daß ihr das Blut bis in die Schläfe stieg. Schnell ergriff sie eine Handarbeit und setzte sich an's zweite Fenster. —

Der Knias aber fuhr fort, seinem jungen Freunde Alles haarklein zu erzählen, trug jedoch Sorge, sich selbst mit den besten, den alten Plotogorski hingegen, der ihn Schritt für Schritt in die Falle gelockt habe, mit den schwärzesten Farben zu schildern.

Neonila sagte kein Wort und verwandte kein Auge von der feinen Stickerei, die sie in den zitternden Händen hielt. Die untergehende Sonne schaute mit vollem Glanze durch das Fenster, an dem die schöne junge Frau saß und arbeitete, und übergieß sie ganz mit ihrem glühenden Roth, so daß sie die Hände in den Schooß sinken ließ und sehnsuchtsvollen Auges in den feurigen Westen

starrte, während ihr Ohr die Worte auffing, die der Vater zu ihrem jungen Freunde sprach.

Dieser hinwieder mußte immerfort die in dieser Beleuchtung doppelt schöne Neonila anschauen, und in diesem Blick sprach sich der Entschluß aus, vor nichts, auch vor keinem Unrecht zurückzusehen, um sie zu gewinnen.

Bereits zwei Monate weilte der Anias mit seiner Tochter im Landespsital, ohne daß eine sonderliche Aenderung in seinem Befinden eingetreten wäre. Von Niwra kamen selten und kurze Nachrichten. Die beiden Ehegatten sehnten sich ja nicht nach einander. Aber Neonila verdroß es insgeheim doch, daß ihr Gatte, durch dessen zarte Aufmerksamkeiten sie verwöhnt war, so wenig und so oberflächlich schrieb.

Dem Patienten war an schönen Tagen die Bewegung in der frischen Luft gestattet, und so machte er an einem milden Nachmittage des Monats September mit seiner Tochter und seinem Arzte einen Spaziergang zum Franz-Josephsberg, dessen parkartige Höhen einen wundervollen Blick auf Stadt und Umgebung gewährten. Der Anias war kein guter Fußgänger, und sobald sie oben waren, erklärte er, nicht mehr weiter zu können, sondern in der Restauration sitzen bleiben zu wollen. —

„Wie schade, ich hätte Ihnen so gerne Dornröschens Zauberpalast, ich meine das Schloßchen im Walde, wovon ich soeben sprach, aus der Ferne zeigen wollen,“ wandte sich Stanislaus an Neonila.

„Sie meinen dort von der Anhöhe aus?“ sprach der Anias. „O ich kenne den Weg. Gehen Sie nur mit meiner Tochter voraus, ich werde gleich dort sein; muß mir hier erst einen Trunk zur Stärkung bestellen.“ — —

Sie standen ganz allein auf dem erhöhten Plateau, hinter ihnen hohes Strauchwerk, zu ihren Füßen die Stadt mit ihren vielen Kirchen und Kuppeln, weiter rückwärts das hochauftrebende weiße Landespsital. —

Von gemeinsamen Gefühlen mächtig bewegt, schwiegen die Beiden, — er schaute sie an; sie schaute in die Ferne zu dem vom Walde und Hügel begrenzten schimmernden Horizont.

Dort war die Richtung nach Niwra, doch an Niwra dachte sie nicht. Was war ihr in diesem Augenblicke Niwra?

Er sah sie lange an, dann ergriff er ihre Hand, und mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit rief er aus: „Neonila, ich liebe dich, zürne mir nicht!“ —

Neonila's Antlitz überzog glühende Röthe, und sie entzog ihm ihre Hand, — doch nichts von Zürnen lag in ihrem Blick, als sie, ihn traurig anschauend und ihre Hände kreuzweise über die Brust haltend, erwiderte:

„O warum sagen Sie mir das jetzt? Hätten Sie ein paar Jahre früher so zu mir gesprochen, wir hätten so glücklich sein können! Jetzt ist es aber zu spät.“ —

„Warum zu spät? Ich habe bedeutende Operationen gemacht, ich bin reich und kann den Preis, um den Sie verschachert worden, zurückzahlen. Sie haben keine Kinder, was ist es noch, was Sie an einen nicht geliebten Gatten fesselt? Wenn er einwilligt, so wird sich eine Scheidung in kurzer Frist erwirken lassen, und dann — bist du mein, Neonila!“

Bei diesen letzten Worten suchte er sie an sich zu ziehen, doch sie wehrte ihm und trat einen Schritt zurück.

„Halt!“ rief sie aus und legte die Finger auf die Lippen, „Sie gehen zu weit; es ist ein Unrecht.“ . . . . Wiederum übergoss dunke Röthe ihr Gesicht, als ihr plötzlich zum Bewußtsein kam, daß sie ihm einen viel zu tiefen Einblick in ihr Herz gewährt hatte; ein Bittern überlief ihre zarte Gestalt, sie schloß die Augen und mußte sich an den Stamm der Akazie lehnen, um nicht umzusinken.

Man hörte schlürfende Schritte die Höhe heraufkommen. Er warf ihr noch einen leidenschaftlichen Blick zu und flüsterte erregt: „Du liebst auch mich, Neonila, ich weiß es, doch dir sind die Lippen verschlossen und die Hände gebunden. Aber ich werde nicht ruhen, bis ich die Fesseln gelöst habe, — werde alles wagen für dich, für unser Glück.“

An diesem Abend legte sich Neonila mit Gewissensbissen zur Ruhe und konnte die ganze Nacht den Schlummer nicht finden. —

Zu welchen Schlüssen und Hoffnungen hatte sie Stanislaus berechtigt, — sie, die Frau eines Andern!

Darum bangte sie auch seit jenem Nachmittage vor jedem Alleinsein mit ihm, was eine weitere Erklärung hätte herbeiführen können, und vermied es, so sehr sie konnte; — sie fühlte wohl, daß sie nicht die Kraft haben würde, ihn abzuweisen, wie sich's gebührte.

## Sechstes Kapitel.



ür Ignaz war die Abwesenheit seiner Frau und ihres stolzen Vaters, den er doch ob seiner niedern Gesinnungsart nicht einmal achten, geschweige denn lieben konnte, eine Erleichterung. Er gab sich mit allem Eifer der Bewirtschaftung seines Gutes hin, und es gewährte ihm eine reine Freude, zu sehen, wie auf Allem der Segen Gottes ruhte und wie auch seine neuesten Schöpfungen, die Schule und das Krankenhaus, sich bewährten als Einrichtungen, worauf er mit Recht stolz sein durfte.

So war der Herbst gekommen, und voller als je waren diesmal die Scheuern.

Aber wie war der Gutsherr trotzdem ein armer, einsamer Mann, weil ihm das Glück des häuslichen Heerdes, das der ärmste Bauer hatte, und das ihm über Alles ging, versagt blieb!

Doch er hoffte und betete und betete und hoffte.

Lange hatte er nichts mehr von seiner Frau gehört. Wohl hatte er seinen Vater, der vor acht Tagen Geschäfte halber nach Lemberg gefahren war, gebeten, sie im Landeshospital zu besuchen; aber er, der seit einiger Zeit mit dem Kniasen auf feindlichem Fuße stand, hatte es ihm rundweg abgeschlagen. Vielleicht hatte er's dennoch gethan.

Jetzt stand Ignaz am Fenster des hohen, einsamen Speisemanners und schaute die Pappelallee hinunter, ob der Wagen, den er, um seinen Vater abzuholen, zur Bahn geschickt hatte, noch nicht in Sicht sei. Jedenfalls würde es nicht mehr lange dauern, hatte er doch bereits das Pfeifen des Zuges vernommen. —

Mit freudigem Stolz schaute der junge Gutsherr in die Ferne. Fast alles, was er übersah, war sein Eigenthum. Seine Leute waren noch an allen Ecken beschäftigt, um den letzten Rest des herbstlichen Segens einzuheimsen; eben jetzt fuhr ein leerer Korbwagen vom Hofe, um das von der freundlichen Sonne gar schön getrocknete Heu, welches sich auf dem Wiesengrunde längs der Wassermühle in Bergen erhob, unter Dach zu bringen. —

Ignaz vernahm das Rollen des von der Bahn kommenden Wagens, und er freute sich. Die Geschäfte waren's nicht, die ihn interessirten, um die Geschäfte seines Vaters hatte er sich nie gekümmert; er hoffte, etwas von Neonila zu hören. Vielleicht hatte sie doch Verlangen nach ihm.

Sein Vater stieg aus. —

Gott, war das sein Vater? Wie sah er aus! Schneeweiß, ein alter, gebrochener Mann! —

Er eilte ihm entgegen und geleitete ihn bis auf das bequeme Lederüberzogene Kanapee.

„Was ist dir widerfahren, Vater? Bist du krank?“ — rief er aus.

Der Alte schluckte einige Male, ehe er einen Ton aus seiner Kehle hervorbrachte. Endlich sagte er nur das eine Wort voll furchtbarer Tragweite: „Ruiniert.“ —

Es war bald gesagt: er hatte wahnwitzig speculirt, und nachdem er alles, was sein war, bereits auf's Spiel gesetzt und verloren hatte, schuldete er der Wiener Firma, welche für ihn die unseligen Baubankactien, wodurch so viele Millionäre geworden waren, gekauft hatte, noch 170 000 Gulden.

Voll Mitleid schaute Ignaz seinen Vater an, der wie ein Brack seines sonst so muthigen ehrgeizigen Strebens und Ringens da saß und in's Leere stierte. —

„Vater,“ sprach er, die Hand auf seine Schulter legend, „was ich habe, habe ich von dir, es ist nicht mehr als recht und billig, daß ich es, wo du's nöthig hast, dir zurückgebe. Dies Gut ist mehr als 170 000 Gulden werth, und die Hypotheken darauf mögen höchstens 30 000 Gulden betragen. — Ich werde den Verkauf sofort inseriren lassen, und deine Ehre wird gerettet sein.“ —

„Was wolltest du thun, Ignaz? Nein, das gebe ich nicht zu. Du wirst stets ein Dach und ein Stück Brod für deinen alten Vater übrig haben, lange wird's ja doch nicht mehr dauern



mit mir; aber von deinem Eigenthum sollst du meinen Gläubigern zu Liebe für keinen Kreuzer entäußern. Du bist mit deinem Eigenthum für meine Speculationen nicht haftbar; ich kenne Hunderte, die ihr Vermögen grade deshalb auf Frau oder Kinder übertragen haben, damit es vor dem Schiffbruche gesichert sei.“ —

„Nicht darnach, was Andere thaten, sondern nur nach Ehre und Gewissen dürfen wir uns richten, Vater,“ sprach Ignaz ernst. „Schau, von All' dem, was wir hier besitzen und genießen, können wir nichts mit in's Grab nehmen, nur der gute Name dauert noch nach dem Tode fort, und eine reine Hand und ein reines Gewissen geht mit uns bis vor den Richterstuhl des Allerhöchsten. — Vater, als du in meinen Jahren warst, warst du noch arm und unangesehen, durch dich bin ich ein vermögender Mann geworden. Ich war nie stolz, und wenn man mir zu verstehen gab, daß ich aus niederem Stande sei, habe ich mich nie dessen geschämt, sondern dich darum nur desto mehr geachtet und geliebt, — aber so stolz bin ich doch, daß ich nicht dulden könnte, daß man von dir sagte, du habest auf eine schlaue Weise dein Schäfchen in's Trockene gebracht und wir lebten herrlich und in Freuden von dem Gelde, was von rechtswegen Andern gebührte. Mir würde es stets ein Vorwurf sein, wenn ich nicht deine Schulden zu den meinigen machte, und die Stirne, die ich bis jetzt frei und hoch tragen durfte, müßte ich, Verachtung fürchtend, senken.“ —

Noch lange mußte Ignaz sprechen, ehe er seinen Vater überzeugen konnte; aber was auch der Alte dawider redete, sein Entschluß stand fest. Jedoch als der junge Gutsherr allein war, schien ihn sein Muth und seine Kraft zu verlassen, und schwer sank sein Kopf auf die Tischplatte nieder.

Von dem Hab und Gut, Feld und Wald, was unser ist, und was wir durch stete Arbeit und Sorge lieb gewonnen haben, scheiden, allen schönen Plänen entsagen zu müssen, ist so schwer! — Und seine Frau? Wie würde sie es aufnehmen? —

Noch grübelte er, den Kopf in den Händen vergraben, über diese Frage nach, als der Diener eintrat und ihm eine Karte überbrachte. —

„Ich kann jetzt Niemand empfangen, ich bin unwohl,“ sagte Ignaz, und sein Aussehen bestätigte die Wahrheit dieser Aussage. —

Nach einigen Minuten kehrte der Diener zurück.

„Der Herr sagt, er komme aus Lemberg von der gnädigen Frau, er sei der behandelnde Arzt ihres Herrn Vaters.“ —

Ignaz warf einen Blick auf die Karte. „Stanislaus, Ritter von Konopski, Dr. med.“ stand darauf. Er griff sich an die Stirn. Ach, richtig, den Konopski hatte früher dies Gut gehört, und wie von einem plötzlichen Gedankenblitz durchzuckt, sah er den schönen, stolzen Sohn des vorigen Schloßherrn, der ihn, den armen Judenknaben, stets nur eines verachtungsvollen Blickes gewürdigt hatte, und das alte Märchenbuch, daß er einmal auf dem Toilettentische seiner Frau gesehen, und auf dessen erster Seite dieser Name verzeichnet stand.

Eine beklemmende Ahnung senkte sich auf seine Brust, als er dem Diener befehl, den Herrn vorzulassen.

Als Stanislaus dem Diener folgte, warf er einen forschenden Blick in alle Räume, wie es einst der Jude Jonas Goldberg gethan, als er vor jenem Costümfeste zum Gutsherrn beschieden wurde.

Haß gegen den, der hier als Herr schaltete, erfüllte sein Herz, und wenn er auch nicht, ungleich seinen Vorfahren, an diesem Orte hing und hier sein Zelt hätte aufschlagen mögen, so ließ doch der Gedanke, den Besitzer dieses feines väterlichen Gutes in seiner besten Habe, in dem Besitze seiner Frau, schädigen, ihn so recht demüthigen zu können, eine triumphirende Freude in seinen Augen aufleuchten.

Nachdem er den jungen Gutsherrn mit einer fast geringschätzigen Herablassung begrüßt hatte („du bist ja nur ein armjeliger Emporkömmling“ stand in seinem ganzen Wesen geschrieben), stellte er sich vor und sagte, daß er der behandelnde Arzt des Kniasen sei.

„Wie geht es meinem Schwiegervater?“ fragte Ignaz.

„Für den Herrn Kniasen Nicolaus de Korys“ (das Wort Schwiegervater wurde absichtlich ignorirt) „stehen die Aussichten leider sehr schlecht. Die Operation, die wir in den nächsten Tagen werden machen müssen, wird entweder sehr gefährlich, oder, wenn das Magengeschwür nach unten hin durchbricht, unmöglich sein. Seine Frau Tochter hat glücklicherweise keine Ahnung davon und glaubt ihn auf dem Wege zur Besserung. Doch von dieser verehrungswürdigen Dame wollte ich sprechen und ihrethalben eine kleine Unterhandlung mit Ihnen pflegen, die uns hoffentlich recht bald zum Ziele führen wird, Herr Goldberg!“ —

Eine dunkle Röthe schoß in Ignaz' bleiches Gesicht bei den höhnisch vorgebrachten letzten Worten; er besaß nicht die weltmännische Gewandtheit seines Gegenüber und wußte sich nur schwer zu fassen. —

Stumm deutete er auf den Fauteuil zu seiner Rechten.

„Sie wollen verzeihen, wenn ich, ohne Rücksicht auf Ihr Empfinden, vielleicht zu frei mit der Sprache herausricke; ich denke, je schneller diese Unterredung abgemacht ist, desto besser für uns beide, und deshalb möchte ich auch bitten, mich ohne Unterbrechung bis zum Ende anzuhören,“ sagte Stanislaus, indem er sich niederließ.

„Als alten Freund des Hauses de Korys,“ begann er nun wieder, „hat mich der Knias eines klaren Einblickes in seine Familienverhältnisse gewürdigt und mir auch die Hauptsache mitgetheilt, nämlich, daß er vor zwei Jahren aus höchster Noth, um sich und seine Ehre zu retten, seine Tochter um 30 000 Gulden Ihnen verkauft hat.“ —

„Mein Herr!“ brauste Ignaz auf, doch gleich darauf bezwang er sich und sprach voll Bitterkeit: „Von einem Menschen wie Korys ließ sich nichts Anderes erwarten; — doch reden Sie weiter, ich versprach ja, Sie bis zum Ende anzuhören,“ und er setzte sich wieder wie vorhin, stützte den Arm auf den Tisch und beschattete mit der Hand sein Gesicht, damit sein Feind, denn als solchen hatte er Stanislaus gleich erkannt, die schmerzliche Erregung, die dort arbeitete, nicht sähe. —

„Es muß doch wohl so sein, denn auch seine Frau Tochter gab es zu,“ sprach dieser kalt, „doch weiter zur Sache. Daß diese Ehe nicht aus Liebe geschlossen worden, geht ja deutlich aus diesem Pakt hervor, und ich glaube auch nicht irre zu gehen, wenn ich annehme, daß Ihre Erwartungen auf Glück u. s. w. sich nicht erfüllt haben. Vielleicht“ — und hier stockte er und räusperte sich — „würden Sie nichts dagegen haben, wenn sich der alte Stand der Dinge wiederherstellen ließe. — Sie gaben 30 000 Gulden; — ich zahle 35 000, wenn Sie in eine Scheidung willigen, die sich bei gegenseitiger Einwilligung gerichtlich schon erwirken ließe.“ —

Ignaz war aufgesprungen, und sein Gesicht war fast so weiß, wie der Rachelofen, an den er sich anlehnte.

„Was gibt Ihnen ein Recht, mich also zu beleidigen?“ sprach er düster.

„Ich liebe die Tochter des Kniasen und würde alles für sie opfern und vor nichts zurückschrecken, um sie zu gewinnen.“ —

„Und hat meine Frau Sie zu mir geschickt?“ —

„Das grade nicht, aber ich habe allen Grund zu glauben, daß sie freudig zustimmen und daß die Annahme dieses meines Vorschlages sie einem glücklichen und beglückten Leben zurückgeben würde.“ —

„Wohl schwerlich; — wenn meine Frau mich auch nicht liebt, so habe ich doch keinen Grund, an der Reinheit ihrer Gesinnung zu zweifeln, und was Gott zusammensügt, das soll der Mensch nicht trennen,“ sprach Ignaz kalt und ruhig.

„Hier hat aber nicht Gott das Fügen übernommen, sondern der Schacher,“ versetzte Stanislaus höhnisch. —

Ignaz jedoch ließ sich nicht reizen, es war, als wäre Eiseskälte über ihn gekommen.

„Ich halte es unter meiner Würde, auf solche Schmähungen etwas zu erwidern,“ sprach er, indem er der Thüre zuschritt und dadurch den Andern nöthigte, das Gleiche zu thun.

„Aber die Antwort, mein Herr,“ rief dieser erregt.

„Worauf?“

„Ob Sie den Vertrag, die 35 000 Gulden annehmen und dafür in eine Scheidung willigen?“

„Ach, ich vergaß, daß hier noch eine Antwort nöthig war. — Sie werden also meine Frau, falls sie das große Opfer, welches Sie für ihr Glück bringen, zu würdigen weiß, ganz gewiß zu der Ihrigen machen?“ —

„Ich bin ein Ehrenmann, und sobald die gerichtliche Trennung erfolgt ist, soll nichts mich daran hindern,“ versetzte Stanislaus und sah etwas verblüfft zu dem so ruhig und gelassen sprechenden Ehemann auf, den er hatte demüthigen wollen und der gar nicht gedemüthigt ausah.

„Nun wohl, an dem Tage Ihrer Trauung spenden Sie die 35 000 Gulden dem Verein des hl. Vincenz von Paul zur Rettung armer, verwahrloster Kinder, damit die unschuldigen Kinder Ihnen Verzeihung vom Himmel erslehn. Man wird Sie nebenbei noch als einen Wohlthäter der Leidenden Menschheit preisen. — Alles Weitere werde ich meiner Frau selbst schreiben, denn so lange sie meine Frau ist, ziemt es nicht, mit Mittelspersonen zu unterhandeln.“

Mit diesen Worten standen sie an der Thür; der Gutsherr machte eine Verbeugung, und der ungerufene Besucher befand sich draußen. —

Ein Gefühl der Beschämung ergriff ihn. War das der unbeholfene Judenknabe von ehemals, auf dessen niedriger und geldgieriger Gesinnung er seinen Plan aufgebaut hatte? Voll Aerger und Zorn fuhr er zum Bahnhof und von da nach Lemberg. —

Der junge Gutsherr aber, den zwei so furchtbare Schläge auf einmal getroffen, saß wie erstarrt auf dem lederüberzogenen Kanapee im hohen, einsamen Speisezimmer. — In einem Nachmittage an Allen zum Bettler geworden! — Noch stand dieselbe Sonne am Himmel, unter deren Strahlen er vor wenig Stunden noch sein Besizthum mit freudigem Stolz überschaut hatte, — eben jetzt fuhr der mit Heu schwer beladene Wagen, den er leer hatte ausfahren sehen, fröhlich in den Hof. — Wie hatte er sich insgeheim gefreut, etwas von seiner Frau zu hören! — Nun kannte er ihre Botschaft! — —

Ignaz schloß sich für drei Stunden in seinem Zimmer ein, und als er heraustrat, war sein Entschluß gefaßt.

Erst hatte er noch eine Unterredung mit seinem Vater und dann setzte er sich an den Schreibtisch und schrieb folgenden Brief:

„Ich weiß nicht, ob ich den Herrn, der vor einigen Stunden bei mir war, als Deinen Boten ansehen soll. Mein Herz und mein Ehrgefühl sträubt sich dagegen. Du würdest dem Manne, dessen Namen Du trägt, dem Gatten, der nur zu sehr Dich liebte, solche Schmach nicht zugefügt haben. Wenn auch leider seit der unseligen Stunde unserer Trauung ein jeder Tag mich belehren mußte, daß Du mich nicht liebst, so glaube ich doch, daß Dein Charakter rein und fleckenlos ist, und ziehe vor, mit Dir selbst zu reden als mit jenem Unterhändler, in dessen Augen gar zu deutlich der Triumph über meine Demüthigung geschrieben stand. —

„O, warum gelobtest Du am Altare etwas, von dem Du innerlich überzeugt warst, es nicht halten zu können?! Doch will ich nicht mit Dir rechten, denn seit gestern habe ich ja den Schlüssel zu dem, was mir bisher ein Rätsel war. — Im Anfang, als mir jener Herr von einem Vertrage sprach, wodurch ich mir Deinen Besiz erkaufte, hielt ich dies für eine Lüge, nur erfunden, um mich zu demüthigen, ich habe ja nichts von einem solchen gewußt. Später habe ich jedoch meinen Vater gefragt, und dieser hat eingestanden, mit dem Deinigen einen dergleichen

Kontrakt geschlossen zu haben. Ich will ihm keinen Vorwurf machen, denn er ist mein Vater; ebensowenig mache ich Dir einen Vorwurf, daß Du, um den Deinigen zu retten, uns beide unglücklich gemacht hast; aber was ich mit Recht Dir vorbehalten darf, ist, daß Du mir, dessen Gesinnung vor Dir lag wie ein offenes Buch, mir, den Du auch nicht einer Lüge oder Unehrenhaftigkeit zeihen kannst, also mißtrauen konntest. — Ich könnte an Dir nicht so handeln, denn schau, obschon mir das Auftreten jenes Herrn, der vorhin bei mir war, genug Grund zum Argwohn gäbe, so halte ich doch an dem Glauben fest, daß mehr seine dünselhafte Gesinnung als ein Abirren Deiner Gefühle ihm ein Recht gab, so zu sprechen. —

„Du wünschest eine Scheidung, Neonila? — Ich halte eine Trennung zwischen Mann und Weib, wenn sie ohne gesetzliche Gründe geschieht, für eine Sünde, für ein Unrecht an der heiligsten Institution der menschlichen Gesellschaft; aber bei uns sind Umstände eingetreten, daß ich, wenn Du sie wünschest, mich nicht weigern werde.

„Erstens warst Du Arme ja nicht Herrin Deines freien Willens, als Du mir am Altare Liebe und Treue gelobtest, und auch ich hatte keine Ahnung von dem moralischen Zwangsmittel, welches man Dir gegenüber gebraucht hatte.

„Zweitens bist Du nicht meiner Religion. O daß meine Liebe und mein Gebet nur dies Eine vermocht hätte, Dich der Religion Deiner Väter zurückzugeben, gewiß, Du würdest Licht und Linderung und Tröstung gefunden haben, und es wäre noch Alles gut geworden.

„Drittens habe ich seit heute nicht nur Dich verloren, sondern auch all' mein Hab und Gut, kann Dir somit nicht mehr das sorglose Leben bieten, welches Du erwarten durftest, als Du Deine Hand in meine legtest. — Mein Vater ist ohne meine Hülfe ein ruinirter Mann, und Du, die Du für den Deinen mehr als Hab und Gut: Deine Freiheit, Dich selbst dahingegeben hast, wirst begreiflich finden, daß ich mit meinem ganzen Vermögen für ihn eintreten werde, denn ob Knias oder Handwerker, die Ehre ist bei jedem ehrenhaften Manne des höchsten Preises werth.

„Aus diesen angeführten Gründen willige ich ein, daß eine gerichtliche Scheidung eingeleitet werde, und werde keinerlei Hindernisse in den Weg legen, kann jedoch nicht umhin, nochmals zu betonen, daß ich als gläubiger Katholik jede Ehescheidung verurtheile

und mich auch dann, wenn Du vielleicht in einer andern Verbindung Dein Glück gesucht haben wirst, dennoch als gebunden erachten werde.

„Auf den beleidigenden Antrag jenes Herrn, mir für Deine Freiheit 35 000 Gulden zu zahlen, will ich nicht näher eingehen; ich habe ihm die Antwort selbst ertheilt.

„Lebe wohl, Neonila, ich habe Dich sehr geliebt und hätte nie gedacht, daß es so weit zwischen uns gekommen wäre, denn ich habe tagtäglich für Dich gebetet und darum auch gehofft, und wenn ich auch, nachdem Du Deine Entscheidung getroffen hast, das Hoffen werde aufgeben müssen, beten für Dich werde ich, solange ich lebe.

Dein Gatte

Ignaz Plotogorski.“

Ein tiefer Seufzer entrang sich der Brust des jungen Mannes, als er mit dem Schreiben dieses Briefes fertig war, und so heftig war die gewaltsam unterdrückte innere Erregung, daß er beim Siegeln desselben kaum merkte, wie ihm der heiße Lack auf die Hand träufelte.

Dann nahm er einen zweiten Bogen und schrieb an ein rühmlichst bekanntes Güterverkaufsbüreau in Lemberg. Beide Briefe wollte er am folgenden Tage, aus Furcht, daß der eine in die Hände des Kniasen fallen könnte, durch einen Boten selbst besorgen lassen. —

Es schlug 12 Uhr. —

„Jetzt habe ich die Brücken hinter mir abgebrochen, jetzt darf ich mich zur Ruhe begeben,“ sagte er mit bitterm Lächeln, als er auch diese Arbeit vollendet hatte und den zweiten Brief fertig und versiegelt zu dem ersten auf den Schreibtisch niederlegte.

## Siebentes Kapitel.



till, die Hände im Schooß gefaltet, saß Neonila an dem Lager ihres Vaters, der seit zwei Tagen das Bett nicht verlassen hatte und über heftige Schmerzen klagte.

Es kam ihr vor, als ob die Krankheit doch schlimmer sei, als sie, zumal in letzter Zeit, gedacht hatte, als ob er sogar sterben könnte, und bei diesem Gedanken that sich eine abgrundtiefe Kluft vor ihrem geistigen Auge auf, die ihr Grauen einflößte und sogar den Gedanken an Stanislaus und an ihre unselige Liebe in weite Ferne rückte. —

Gestern hatte er ihr gesagt, daß er in Niwra gewesen, und daß ihrer Befreiung von den Fesseln einer unglücklichen Ehe nichts mehr im Wege stünde. Nicht ein dankbarer, sondern nur ein erschrockener Blick von ihr war die Antwort, als dasjenige, woran sie nur zu denken gewagt hatte mit geheimer Scheu, plötzlich in greifbarer Form vor ihr stand, und schnell, einem Rufe des Vaters folgend, war sie wieder in's Nebenzimmer geeilt. —

„Was nun?“ Sie wollte nicht an sich, sie wollte nur an ihren Vater denken.

Doch sie sollte nicht lange Ruhe haben. Ein leises Klopfen an der Thüre schreckte sie auf, und die Dienerin meldete, daß ein Bote dort sei, der sie zu sprechen wünschte.

Der Bote kam aus Niwra, und nach einigen Minuten lag der Brief ihres Gatten in ihrer Hand.

Sie öffnete ihn mit Herzklopfen und las langsam Wort für Wort. —

Wie Schuppen fiel es von ihren Augen; derjenige, den sie geschmäht, beleidigt und verachtet hatte, stand voll Heineit und Seelenadel vor ihr, und eine so heftige Erschütterung ergriff sie,



daß sie vor ihrem Bett auf die Kniee niedersank und in Thränen ausbrach.

„O Gott, welch ein Unrecht that ich ihm all die Jahre hindurch!“ rief sie aus, und eine tiefe Beschämung über ihre Gesinnungs- und Handlungsweise wühlte ihre Seele auf. Als sie den thränenumflorten Blick wieder erhob, fiel er auf das große Muttergottesbild, welches in der Mitte der Wand hing und jetzt, beleuchtet von dem durch's Fenster lugenden Sonnenstrahl, wie verklärt auf sie zu blicken schien. „O hilf mir, Du Heine!“ flüsterte sie und hob die Hände flehend empor. Dann stand sie auf, wusch die Augen mit kaltem Wasser und ging zu ihrem Vater, der schon mehrmals ihren Namen genannt hatte, zurück.

Mit dem Befinden des Kniasen ging es von Tag zu Tag abwärts; die beiden Aerzte, Stanislaus und noch ein zweiter, erklärten nach den letzten Symptomen eine Operation für aussichtslos.

Neonila pflegte den Kranken Tag und Nacht und ertrug mit Sanftmuth und Geduld seine üble Laune; doch Niemand ahnte den schweren Kampf, der, während sie so still am Kopfende des Bettes saß, in ihrem Innern vorging.

Immerfort sah sie ihren Gatten vor sich, bald, wie er so schlicht, bescheiden und doch so thatkräftig auf seinem Gute schaltete und waltete, bald, wie er in der kleinen Dorfkirche betend vor dem Tabernakel kniete, bald, wie er alles, was sein war, verkaufte um der Ehre seines Vaters willen und freundlos in die Ferne zog, ohne daß sie, die von seinem Gelde hier lebte, die ihm Treue gelobt hatte am Altare, und die er in keiner Noth verlassen hätte, an seiner Seite war. — Dann wieder sah sie Stanislaus, den sie von Kindheit an als Ideal im Herzen getragen, sah seine feurigen Augen mit liebeslehnendem Blick auf sich gerichtet, hörte die Stimme, deren Klang sie stets berauschte, wie sie von einer Vereinigung für immer, von einem Leben voll Glückseligkeit zu ihr sprach, — und so stark war der Streit dieser beiden inneren Gewalten, das Rechtsgefühl einerseits, der Durst nach Liebe und Glückseligkeit andererseits, daß ihr manchmal der kalte Schweiß in Tropfen auf der Stirn stand und sie es als eine Erlösung empfand, wenn sie dann dem Kranken einen Dienst erweisen oder sein Klagen ihre Gedanken auf andere Wege bringen konnte.

Noch acht Tage hielt der Zustand des Kranken an, dann brach das Magengeschwür, an dem er litt, nach der Bauchhöhle hin durch, und ein plötzlicher Tod trat ein.

Neonila war bei ihm in jener entsetzlichen Stunde, da seine Seele unter Röcheln und Zuckungen sich vom Körper trennte, um vor den Thron Gottes zu treten. Sie stützte mit ihren Armen die Rissen, in denen er ruhte, sie schaute voller Angst in sein brechendes Auge, und ihre ganze Seele betete und rief zu Gott um Erbarmen.

Und als der Todeskampf zu Ende war und sie ihrem Vater die Augen zudrückte, da war auch der Kampf in ihrem Innern beendigt und Ruhe war über sie gekommen.

So lange ihr Vater aufgebahrt war, wich sie keinen Schritt von seiner Leiche. In schwarze Gewänder gehüllt, saß sie, das Haupt auf die Brust geneigt, zu Füßen des Katafalks und dachte und grübelte nach, und nichts hätte ein so erschütternder Mahnruf für sie sein können, als der Anblick desjenigen, dessen ganzes Dasein nur von der Sucht nach Genuß und Wohlleben geleitet gewesen und der nun so still und bleich dalag. — O hätte sie doch auch mit gefalteten Händen da liegen und von dem Lebenskampfe ausruhen können! — Doch nein, sie durfte noch nicht ausruhen, sie hatte noch zu sühnen und gut zu machen. —

Sie hatte ihrem Gatten von dem Tode des Kniasen keine Mittheilung gemacht, ihn nicht zu Trost und Beistand zu sich beschieden. „Nein, das Recht hierzu habe ich verwirkt, und auch für den Todten, von dem er so manche Kränkung erfahren, darf ich's nicht fordern. Will ich Verzeihung haben, so muß ich zu ihm kommen, nicht er zu mir,“ sagte sie sich. —

Nachdem der Knias Nicolaus de Korsys auf dem Lemberger Hauptfriedhofe unter hohen säuselnden Pappeln zur letzten Ruhe bestattet war, näherte sich Stanislaus der trauernden Tochter des Verbliebenen, reichte ihr die Hand und sprach: „Die Erde sei ihm leicht, er ruhe im Frieden! Doch Sie, Neonila, stehen jetzt ganz allein und haben nur einen wahren Freund; o gestatten Sie diesem Freunde, Ihnen in dieser schweren Zeit ein Tröster und Berather zu sein! Erlauben Sie mir, Sie zu begleiten und mit Ihnen den nächsten Zukunftsplan zu besprechen.“

Neonila zuckte zusammen, als er von ihrem Alleinstehen sprach, und löste ihre Hand aus der seinen. Schon wollte sie mit einem vorwurfsvollen Blick ihn fragen, warum und durch wessen Schuld sie denn allein stehe, — aber sie wagte es nicht; schon der bloße Klang seiner Stimme machte ihr Herz erbeben, wie viel mehr erst der Strahl seines Auges. Sie senkte daher den Blick hinab auf

ihr schwarzes Kleid, zog den Trauerschleier, den ein muthwilliger Wind zu lüften wagte, fester vor's Gesicht und sagte, ohne ihn anzusehen, mit leiser Stimme: „Ich danke Ihnen, aber ich möchte heute lieber allein sein, ich bedarf der Ruhe und Einsamkeit, — morgen. . . .“

„Morgen gegen Mittag werde ich bestimmt bei Ihnen sein; — unausgesetzt habe ich in den letzten Tagen über die Zukunft nachgedacht.“ — „Auch ich,“ murmelte sie, aber sie sah ihn nicht an und schaute unverwandt zu Boden.

Jetzt waren sie bei den Wagen angelangt.

„Leben Sie wohl,“ sagte Neonila, reichte ihm die Hand, stieg ein und ließ sich zum Landesspital, wo sie heute noch das Recht hatte, wohnen zu bleiben, hinfahren. Nachdenklich stieg Stanislaus in den zweiten Fiaker; Neonila kam ihm so eigenthümlich vor, und zum ersten Male zweifelte er, ob seine Pläne und Vorschläge so angenommen werden würden, wie er stets gedacht hatte.

Als Neonila auf ihrem Zimmer angekommen war, ergab sie sich keineswegs der Ruhe und Einsamkeit; sie hatte genug Zeit gehabt zum Nachdenken, während sie bei der Bahre ihres Vaters so treu die Todtenwacht hielt. Jetzt galt's zu handeln.

Mit Hilfe eines jungen Dienstmädchens, welches für die schöne traurige Dame sich stets sehr teilnehmend erwiesen hatte, — packte sie ihre Sachen zusammen, ordnete ihre Rechnung mit dem Direktor des Spitals und ließ dann einen Fiaker kommen, der sie in's Hotel bringen sollte.

Mit dem Gelde, welches ihr großmüthiger Gatte ihr zur Verfügung gestellt hatte, konnte sie nicht nur alle Kosten, das Begräbniß einbegriffen, bestreiten, sondern es blieben ihr auch noch 200 Gulden übrig; dennoch ließ sie sich nicht in ein Hotel ersten, sondern zweiten Ranges bringen; ihr Mann war ja jetzt arm, und sie wollte auch arm sein.

Als sie das Landesspital im Rücken hatte, athmete sie auf, wie von einem Alp befreit; ihr war, als sei sie jetzt außer Schußbereich der Versuchung, denn so lange sie auf ein Wiedersehen mit Stanislaus gefaßt sein mußte, fühlte sie sich so zaghaft und ihres eigenen Willens nicht sicher. —

Der Abend war hereingebrochen über die Hauptstadt Galiziens, da wagte sich Neonila hinaus; ängstlich vermied sie die belebten Straßen, aus Furcht, dem zu begegnen, den sie nicht mehr wiedersehen, vor dem sie fliehen wollte, und sei's auch bis an's

Ende der Welt. Sie suchte eine Kirche, dort wollte sie niederknien und weinen und beten aus Herzensgrund und flehen, daß Gott ihr helfe und ihr verzeihe.

Sie kam an eine noch offene Kirchenthür und ging hinein.

Es war fast ganz leer und finster, nur die ewige Lampe brannte vor dem Allerheiligsten, und dort sah sie eine vereinzelte Gestalt auf dem Boden knien in stiller Andacht.

Sie ging vorwärts bis zum Hochaltar, dort kniete sie nieder und neigte ihr Haupt voll Demuth und Reue bis an die kalten Steinfliesen und verharrte so wohl eine Viertelstunde.

Was sie dort in tiefster Zerknirschung ihrem Schöpfer sagte, mußte wohl Gnade gefunden haben vor Seinen Augen, denn eine gewisse freudige Ruhe kehrte in ihre Seele ein, und noch nie in ihrem Leben hatte sie so empfunden, wie süß und selig ein echtes Beten ist. Es war, als ob dort aus dem Tabernakel, auf den sie vertrauensvoll die Augen richtete, ein sanfter Strom von Licht und Gnade in ihr kampfferrissenes Herz sich ergösse, der es tränkte mit Muth und Kraft und reinigte von allen Fehlern.

Das herbe Erdenleid, das ihr heute noch widerfahren, an der Gruft eines geliebten Vaters zu stehen, war vergessen, — vergessen die Verzagttheit, mit der sie vor wenig Stunden noch in die Zukunft geschaut, sie fühlte sich ganz durchdrungen von dem Schauer des Erhabenen und Göttlichen, ganz durchdrungen vom Gefühl der Liebe unseres Erlösers, und dies hob sie empor über das Irdische. —

Das Rasseln der Schlüssel, womit der Pförtner ankündigte, daß er das Gotteshaus schließen wolle, schreckte sie auf; doch als sie die Augen erhob, sah sie einen ehrwürdigen Geistlichen mit weißem Haar quer über den Chor in die Sakristei eintreten. —

„Den hat Gott mir gesandt,“ dachte sie und folgte ihm.

„Hochwürdiger Vater,“ flehte sie und küßte ehrerbietig seine weiße Hand, — „es ist schon spät, aber um der Liebe Gottes willen hören Sie heute noch das Bekenntniß meiner Verirrungen an und helfen Sie mir, zum Herrn zurückzukehren.“

Segnend legte der alte Geistliche seine Hand auf ihr Haupt und sprach:

„Meine Tochter, — wer den Herrn sucht, der findet Ihn. — — Ein Kranker wartet auf mich, daß ich ihm den Erlöser bringe zur Wegkehr für die schwere Reise, — warte hier und bete, wenn ich wiederkomme, werde ich deine Beichte anhören.“ —

Nach einer halben Stunde kehrte er zurück.

Rückhaltlos schüttete Neonila ihre Seele vor dem Ehrfurcht und Vertrauen erweckenden Priester aus, ihr Fehlen und Irren, — ihr ganzes vergangenes Leben.

Er konnte ihr noch nicht das Sakrament der Buße spenden, weil sie ja nicht mehr der griechisch-katholischen, sondern der griechisch-orthodoxen (schismatischen) Kirche angehörte; aber da es ihr Wunsch war, so bald als möglich in die katholische Gemeinschaft wieder aufgenommen zu werden, sorgte er, daß sie in dem Kloster der barmherzigen Schwestern, dessen Vorsteherin er kannte, für drei Tage Aufnahme fand, nach welcher Frist er sie in die römisch-katholische Kirche aufnehmen und ihr die Sakramente der Buße und des Altars spenden wollte.

Dankbar ging Neonila auf seine Vorschläge ein, und als sie sich am Abend allein befand in dem ärmlich eingerichteten, aber sauberen Stübchen des Klosters, auf dessen weißgetünchter Wand als einziger Schmuck ein großes Kreuzbild hing, warf sie sich vor diesem nieder und betete aus Herzensgrund. Mit dem festen Entschlusse war der Friede eingezogen in ihre Seele.

Dann setzte sie sich nieder und schrieb an Stanislaus. Sie schrieb, daß sie vor ihm geflüchtet sei, als vor dem Versucher, theilte ihm mit, daß sie ihr Unrecht eingesehen habe und zu Gott und ihrem Gatten zurückkehren wolle; über ihr Empfinden sprach sie nichts, der Brief war kurz und bestimmt. —

\*

\*

\*

Drei Wochen waren verflossen, seit Ignaz an das Güterverkaufsbureau geschrieben hatte, und am ersten Samstag des Monats Oktober waren etwa 10 Personen in dem großen Speisezimmer des Herrschaftshauses versammelt, denn heute sollte das Gut an die Meistbietenden verkauft werden.

An das Eichentafel gelehnt, stand Ignaz mit ernstem Antlitze da und hörte zu, wie über sein Hab und Gut verhandelt wurde, und ob auch sein Herz dabei blutete — denn er hing gar sehr an diesen Feldern und Gründen, die er mit solcher Liebe bewirthschaftet hatte — keine Miene verrieth es. —

Endlich war das Loos gefallen; 200 000 Gulden war die Summe, die zuletzt geboten und von keinem überstiegen wurde.

„Es langt,“ murmelte tief aufseufzend der treue Sohn, „und ein kleiner Rest bleibt mir noch zur Bewirthschaftung meines Eigen-

thums.“ Ja, er hatte noch Eigenthum; die Wassermühle drunten und das daran anstoßende Fleckchen Garten, Wiesengrund und Wald, womit sein Vater angefangen, hatte er vom Verkauf ausgeschloffen.

An der Mühle war ein kleines einstöckiges Haus, dort wollte er wohnen und leben still für sich — ein einsamer Mann.

Jetzt, nachdem die Käufer sich entfernt hatten, nahm er den Hut, um dies sein Eigenthum aufzusuchen. —

Still wanderte der stille Mann durch die herbstlich kahlen Felder. Die blasse Oktobersonne schaute aus blauem Auge die zur Winterruhe sich rüstende Erde an und durchwärmte sie ganz mit ihrem milden Strahl, so daß Käfer und Insekten aus ihren Verstecken hervorkrochen, um sich noch einmal des goldenen Himmelslichtes zu freuen.

Ignaz setzte sich auf die Bank unter der Linde am brausenden Wasserfall nieder — er hatte sie für Neonila errichten lassen, weil dies ihr Lieblingsplätzchen war — und schaute hinunter in die rauschenden, weißschäumenden Fluthen und hinüber zu dem buntschimmernden Walde.

Von der Linde zu seinen Häupten schwebte langsam ein Blatt nach dem andern hinab zu seinen Füßen oder weiter in die Fluthen, die es in ihrem Wirbel mit forttrissen. Es war so träumerisch still, so friedlich ringsum, die Natur bereitete sich zum Sterben, aber es war ein Sterben mit lächelnden Lippen.

Dem jungen Manne auf der Bank, der sein Hab und Gut und sein Liebstes verloren, war's auch zu Muth, als sei er ein lebensmüder Greis, der nur mehr in stiller Beschaulichkeit und dem Gedanken an das Jenseits, das alle Schmerzen und Wirren auflöst, seine Tage zubringen werde.

Träumerisch starrte er auf die weißen Herbstfäden, die an dem zum Mühlbach führenden Treppengeländer hin und herflatterten, und so war er vertieft in seine Gedanken, daß er die leichten Schritte, die näher und näher kamen, überhörte.

Plötzlich, wie vom Himmel gefallen, stand eine zarte schwarzgekleidete Gestalt vor ihm, glitt vor ihm auf die Kniee, griff nach seiner Hand und führte sie an ihre Lippen.

„Vergib mir, Ignaz, ich verlasse dich nicht, ich will dir ein treues, liebevolles Weib sein,“ flehte sie mit Thränen in den Augen und zitternder Stimme.

„Neonila, du kommst zu mir?!“ rief er mit einem Jubelgeschrei der Ueberraschung und des Entzückens und breitete seine Arme aus und zog sie an seine Brust.

Dann setzte sie sich an seine Seite nieder, auf die sonnenbeschienene Bank unter der Linde, wo sie oft voll verzweifelter Gedanken allein gesessen, und hätte nie gedacht, daß sie sich so zufrieden, ja glücklich fühlen könnte. In ihrem Wesen lag eine gewisse Demuth und Zaghaftigkeit, als sie von ihrem Aufenthalte in Lemberg und von dem Hinscheiden ihres Vaters erzählte; als er aber von seinem Verluste und von dem ganz veränderten, eingeschränkten Leben sprach, welches sie fortan würden führen müssen, wuchs ihr Muth.

„Hier werden wir also künftighin wohnen müssen; dies Stückchen Wald und Wiese, was wir hier überschauen, sammt der Mühle ist alles, was wir noch besitzen,“ sagte er.

Sie sah ihn an mit einem liebevollen Blick: „Dies Fleckchen Grund ist so schön und mir vor allem lieb, und ich werde mit neuer Freude und einem Gefühle von Kraft dies neue Leben beginnen. Ich werde mich gerne einschränken und mit allem zufrieden sein und nur für dich und dein Glück zu leben trachten. — Gebe Gott, daß ich im Stande sei, dadurch in etwa das Unrecht der vergangenen Jahre wieder zu sühnen,“ sprach sie, die Augen senkend.

„O, jetzt bin ich reich, unsäglich reich, und gäbe gern noch einmal all mein Hab und Gut für diese glückliche Stunde,“ rief er jubelnd aus und drückte die kleine Hand, die er in seiner Rechten hielt, an seine Brust, und schaute mit einem innigen Dankesblick zum milden, blauen Himmel empor. —

Die Sonne neigte sich zum Untergange und überzog mit glühendem Roth die beiden wiedervereinten Ehegatten und die weißschäumenden Fluthen zu ihren Füßen.

Eine Weile betrachteten sie schweigend das wundervolle Naturschauspiel, dann mischte sich das Sonntagsglöcklein der etwa fünfzig Schritte entfernt gelegenen Dorfkirche in die weihevollen Friedensfeier, und Neonila sagte: „Komm,“ und zog ihren Gatten mit sich fort.

Sie trat mit ihm in die offenstehende Kirche ein und ging mit ihm bis vor den Hochaltar. Dort knieten sie nieder, und Neonila zog einen Rosenkranz aus der Tasche und sagte:

„Ich bin jetzt deines Glaubens, Ignaz, diesen Rosenkranz gab mir der Priester, der mich heute in der Frühe in die römisch-katholische Kirche aufgenommen hat. Ignaz, hier vor dem Bilde des Gekreuzigten und Seiner heiligen Mutter, — vor demselben Altare, vor dem ich einst Dir angetraut worden, schwöre ich dir auf's neue Liebe, Treue und Gehorsam, bis der Tod uns scheidet.“

Der übergelückliche Gatte wußte nichts zu sagen, als stumm zum Tabernakel hinzublicken und zu beten:

„Herr, Du hast mich erhört! In Te, Domine, speravi, non confundar in aeternum. Auf Dich, Herr, habe ich gehofft, ich werde nicht zu Schanden werden ewiglich.“

Auf der Mühle lebten Ignaz und Neonila glücklich und im Frieden.

Die junge Frau war eifrig und thätig vom Morgen bis Abend, und mit dem Gefühle der treuen Pflichterfüllung kam nach und nach ein Glück in ihre Brust, welches sie nicht zu hoffen gewagt hatte. Sie gewann ihren braven Gatten von Tag zu Tag lieber, und als nach einem Jahre ein blühendes Knäblein an ihrem Herzen lag, da konnte sie ihre frühere Verblendung nicht mehr begreifen und begehrte nichts anderes vom Leben, als daß es so bleiben möge.

So hatte der Himmel den Irrtum und Fehler des alten Plotogorski, der seinem Sohne, dem er bereits die Thüre des Reichthums erschlossen hatte, durch eine Verbindung mit der Tochter des Kniasen auch das Thor der Ehre und damit des vollendeten Glückes geöffnet zu haben glaubte, wieder gut gemacht, und als der Alte seinen Sohn als einfachen Mühlenbesitzer frischer und fröhlicher sah wie je zuvor als Gutsherrn, mochte ihm wohl eine Ahnung aufdämmern, daß es noch ein besseres Glück gebe, als dasjenige, welches Reichthum und Ehre zu gewähren vermögen. Doch vor seinem Tode sollte noch eine andere Genugthuung ihm werden, nämlich diejenige, den Schaden, den er durch seine verfehlten Börsenspeculationen verursacht, durch seinen Rath glänzend reparieren zu können.

Zwei Meilen von Rivra waren Petroleumsquellen entdeckt worden, und das fortgesetzte Reden und Drängen seines Vaters veranlaßte Ignaz, auf seinem Grund und Boden ebenfalls bohren zu lassen.



Und siehe da! Der reichste Duell der ganzen Umgegend war das Ergebniß davon und ward zugleich eine Quelle des Reichthums nicht nur für Ignaz, sondern für das ganze Dorf. —

Eine Woche nach diesem freudigen Ereignis gab Johannes Plotogorski im Frieden seinen Geist auf.

Ignaz und Neonila machten den edelsten Gebrauch von dem Hab und Gut, welches das Schicksal ihnen in den Schooß warf, und erzogen die beiden Söhne, die Gott ihnen schenkte, nach den Grundsätzen des Glaubens, der Gottesfurcht und Nächstenliebe.

Im Laufe der Zeit brachten sie noch zwei Güter an sich; jedoch nach ihrem einstigen Besitzthum, dem Konopski'schen Erbe, die Hand auszustrecken, verspürten sie niemals Lust. —

Neonila besuchte Lemberg nicht wieder, selbst dann nicht, als ihr bekannt geworden, daß Stanislaus einen Ruf an die Krakauer Universität erhalten habe; nur einmal, als sie dort vorbeikam, ließ sie sich vom Bahnhof zum Friedhof fahren, und der älteste Enkel legte einen Kranz auf das Grab des Kniasen Nicolaus de Korys. —

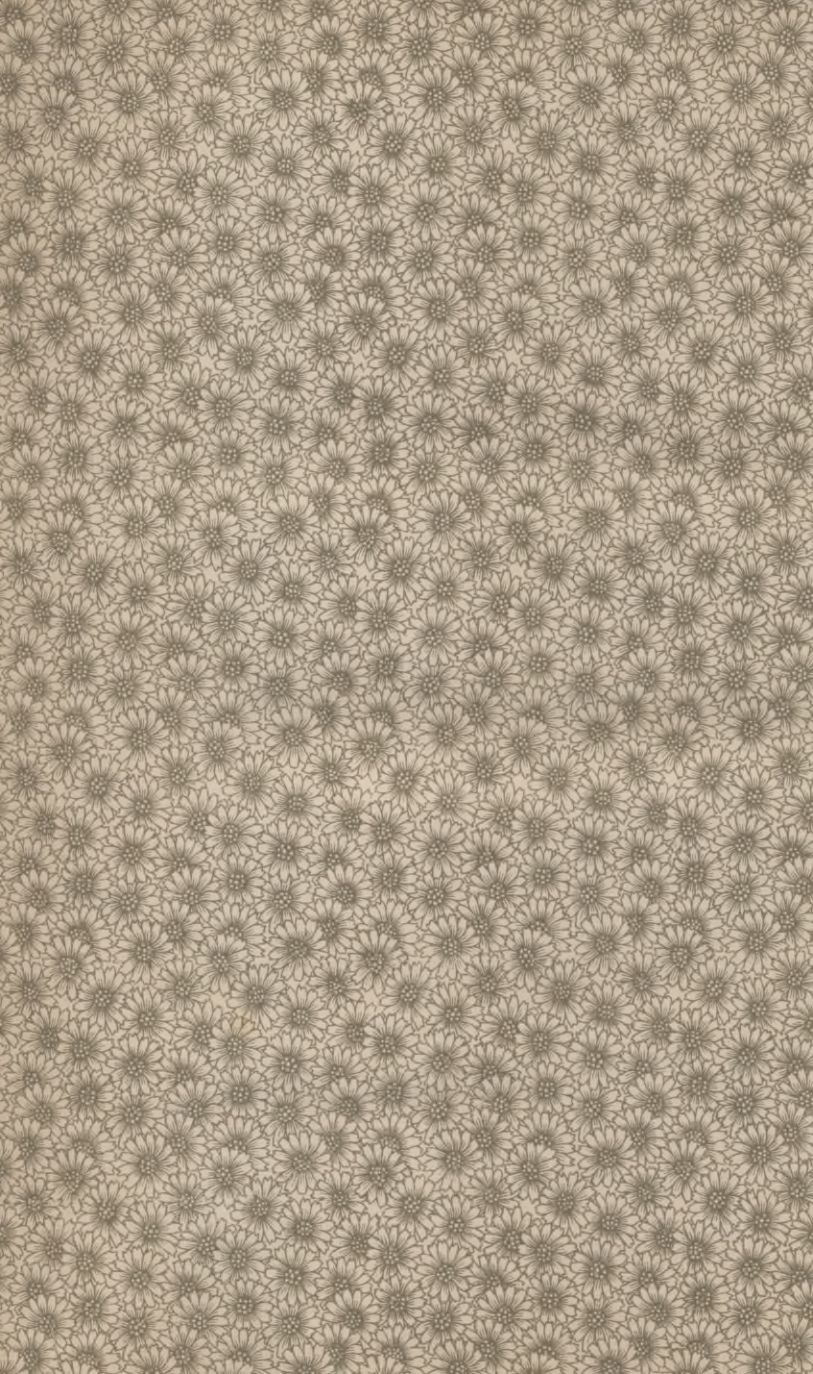
---





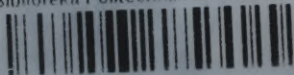








Biblioteka Politechniki Krakowskiej



I-301058



Biblioteka Politechniki Krakowskiej



100000278497